

Diakonie 

Hessen

Wir sind
Nachbarn. **Alle**



UNTERWEGS ALS NACHBARN EIN REISEKOFFER

In Zusammenarbeit mit den Evangelischen Kirchen in Hessen und Nassau und Kurhessen-Waldeck

ÜBERSICHT



VORWORT / EINLEITUNG

Nachbarn sind unendlich wichtig	1
Packzettel für den „Reisekoffer“	2



THEORIE UND THEOLOGIE

Was hat eine Kirchengemeinde mit dem Sozialraum zu tun?	1
Nicht ohne meine Nachbarn Die Gemeinwesendiakonie als Auftrag und Chance für Kirche und Diakonie	5
Miteinander Kirche und Diakonie im Netzwerk für den I(i)ebenswerten Ort	7
Kirche mit Hand und Fuß. Nachbarschaft als Grundmodell für Kirchengemeinden	11
Von der Kunst des Netzwerkens	14
Ein Unrecht, mit Ratten zu leben. Martin Luther, Martin Luther King und der Thesenanschlag von Chicago	19
Auch das Geld des Barmherzigen Samariters ist eine Basis der nachhaltigen Gemeinwesenarbeit Eine Interpretation von Lukas 15, 25-37 aus ökonomischer Perspektive	22
Nächste wider Willen	26
Sozial und Nachhaltig. Eine andere Form des Kapitals	28
Jugend im Quartier	33
Von Nachbarschaften, Kirchengemeinden und Sozialräumen	35



METHODEN

Handlungsleitende Grundsätze der Sozialraumorientierung	1
Sozialraumanalyse	2
Ausgewählte Methoden der (Themen- und) Stadtteilerkundung	6
Mit Seniorenarbeit den sozialen Raum gestalten Von der Fürsorge zur Förderung der Potenziale	17
Als Kirche und Diakonie heimisch sein oder werden in der digitalen Welt	20



ÜBERSICHT



PRAXISBEISPIELE

„Anders können wir gar nicht...“ Gute Zusammenarbeit für ein gutes Gemeinwesen: Ev. Kirchspiel Neuenstein und Kommunale Gemeinde Neuenstein	1
Die Hausaufgabenhilfe im Weststadtbüro in Hanau-Kesselstadt	4
Evangelische Familienzentren als gemeindliche Netzwerke	6
Unterstützung der Mieter in zwei Abrisshäusern in Gießen	9
Aktiv und Vernetzt im Quartier Selbständig leben im Alter in Kassel	12
„Wir wollen nicht verharmlost werden!“ Sozialräumliches Arbeiten in der Kirchengemeinde: Das „Stadtgespräch“ in Treysa	14
Mein Leben – unser Dorf Ein Online Kurs stiftet zum Engagement für den Ort an	17



MATERIALIEN

Werkzeugkoffer Gemeinde-Mittagstisch	1
Zusammen sind wir Heimat Die Caritas-Kampagne 2017 für eine offene Gesellschaft und Teilhabemöglichkeiten für alle	3
Wir sind Nachbarn. Alle Bausteine für Veranstaltungen	5
Im Älterwerden unterwegs als Nachbarn! Kirchliche Ressourcen	10
Wir sind Nachbarn. Alle Auf einen Blick	14
Fünfunddreißig mögliche theologische Begründungen der Gemeinwesendiakonie	17
Engagiert im Sozialraum: Ein methodischer Einstieg mit Modellkarten	19
Gemeinsam gebetet	22
IMPRESSUM	25

NACHBARN SIND UNENDLICH WICHTIG.



VORWORT

1

Das wusste schon Friedrich Schiller, der schrieb: „Es kann der Frömmste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt!“ Gute Nachbarschaft galt und gilt bis heute als Garant für Heimat, Sicherheit und ein friedliches Miteinander.

Wir alle haben Nachbarn, mal näher, mal ferner. Aber gelebte Nachbarschaften sind nicht mehr selbstverständlich. Sie wollen bewusst gestaltet werden. Das klappt mal besser und mal schlechter. Nachbarn sucht man sich nicht aus; eine Nachbarschaft ist in erster Linie eine Zweckgemeinschaft, und es liegt an jedem und jeder, ob diese Zweckgemeinschaft gelingt und für alle zu einem Gewinn wird oder zu einer ständigen Belastung. Denn wir *haben* nicht nur Nachbarn, wir *sind* Nachbarn. *Alle*.

An diese Tatsache knüpft eine bundesweite Kampagne der Diakonie an:

**Wir sind
Nachbarn. Alle**

Hessen ist dabei als Modellregion ausgewählt worden. Gerade die Diakonie Hessen hat mit den beiden Evangelischen Kirchen schon in den vergangenen Jahren solche Projekte initiiert – und begleitet diese weiterhin –, die den gesellschaftlichen Zusammenhalt stärken, Menschen Teilhabechancen ermöglichen und Nachbarschaften weiterentwickeln. Der Fachbegriff dafür ist gemeinwesenorientierte Arbeit. Hier begegnen sich die unterschiedlichsten Menschen. Das Wissen von einander und um die jeweilige Lebenssituation lässt die Verantwortungsbereitschaft füreinander wachsen. Wie unter Nachbarn hat jede und jeder die eigenen Fähigkeiten einzubringen und bereichert so das Ganze. In diesen Projekten stehen Kirche und Diakonie nie alleine. Sie werden zu einem Teil eines gesellschaftlichen Netzwerkes, in dem viele Akteure zusammenwirken, um Brücken zwischen den Menschen zu bauen und den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu fördern. Nachbarn sucht man sich nicht aus, aber gerade die Begegnung mit den anderen, den fremden, den uns unvertrauten Menschen kann unseren Alltag bereichern: aufeinander zugehen, voneinander lernen, miteinander den Alltag gestalten. Darum geht es.

Kirche und Diakonie können hier ansteckende Netzwerkakteure werden, die andere Menschen, Initiativen und Organisationen, Mitarbeitende aus Kreisen und Städten und deren politische Vertretung für diese Netzwerkarbeit gewinnen. Es geht schlicht darum, mitten unter den Menschen zu sein, Raum zu schaffen und Raum zu geben für die vielen Talente, und die eigenen Ressourcen für die Gestaltung von guten Nachbarschaften einzusetzen.

Mit dieser Arbeitshilfe wollen wir Lust machen, mitzumischen in einer bunten Nachbarschaft. Denn **„Wir sind Nachbarn. Alle!“**

Horst Rühl

Vorstandsvorsitzender Diakonie Hessen



© Klaus Wagner

PACKZETTEL FÜR DEN „REISEKOFFER“



Ich packe meinen Koffer und nehme mit: ...“, so lautet ein Kinderspiel, bei dem sich alle Personen in einen Kreis setzen. Reihum wird der Koffer mit allen möglichen und unmöglichen Gegenständen „gepackt“. Diese Einleitung will eine Art „Packzettel“ für Sie sein, damit Sie den „Reisekoffer“ und seine Inhalte richtig verstehen.

Wir sind Nachbarn. Alle

Die Idee für den „Reisekoffer“ entstand in einer Arbeitsgruppe, bestehend aus Haupt- und Ehrenamtlichen aus Kirche und Diakonie. Ausgangspunkt ist die Kampagne „Wir sind Nachbarn. Alle“, bei der die Diakonie Hessen eine von bundesweit nur fünf Modellregionen wurde. Einen Baustein der Kampagne halten Sie in Händen: eine Handlungsempfehlung für einen ersten Überblick. Bewusst haben wir uns gegen eine Buchform entschieden. Stattdessen wählen wir ein „mitwachsendes“ Format, das mit weiteren Texten und Materialien ergänzt und angereichert werden soll. Unsere Absicht ist eine Handlungsorientierung: Kurz, knapp und praktisch mit verschiedenen Beiträgen aus der gemeindediakonischen sozialraumorientierten Arbeit.

Der „Reisekoffer“ ist für Mitarbeiter*innen in diakonischen Werken und in Landeskirchen, insbesondere in Leitungsgremien, in Dekanats- und Kirchenkreissynoden, sowie Kirchengemeinden und Einrichtungen gedacht. Anders formuliert: Wir hoffen, dass der „Reisekoffer“ von Engagierten, die im Sozialraum unterwegs sind, von Freiwilligen und Querdenker*innen „geöffnet“ und genutzt wird, kurzum: für alle, die sich aufmachen und die im Sozialraum eine Aufgabe haben. Das hat Aufforderungscharakter, macht Mut zum Mitmachen und klingt nach Arbeit.

Kommt zu den vielfältigen Aufgaben in einer Kirchengemeinde jetzt auch noch die Gemeinwesenorientierung als nächstes Arbeitsfeld dazu? Dieser Einschätzung treten wir gerne entgegen und zeigen im Abschnitt *Theorie und Theologie*, dass es nicht um eine Erweiterung kirchlichen Handelns geht. Wir betrachten Gemeinwesenorientierung als Umkehr: Besinnung und Neuausrichtung auf den Kern kirchlicher Arbeit, auf das Evangelium. Dahinter verbirgt sich die Chance, mit anderen im Dorf, im Quartier, im Stadtteil, in der Stadt neue Vernetzungen zu erzielen. Kirche und Diakonie agieren somit als Netzwerker und kommen so noch intensiver in Kontakt untereinander und mit weiteren „Akteuren“ und „Nachbarn“. Dadurch lernen und profitieren alle voneinander. Die Beiträge liefern vielfältige Anknüpfungspunkte und bieten manche Überraschung.

Von Anfang an war uns der Bezug zur Praxis wichtig: Darum finden sich Beispiele, die wir unter dem Aspekt der Gemeinwesenorientierung ausgewählt haben. Ein wichtiges Prinzip ist damit explizit genannt: Wie ein Kofferband soll es die Akteure verbinden und stärken.

Aber wie funktioniert Gemeinwesenorientierung? Und was ist das überhaupt? Schon fangen die Diskussionen an: Müssen wir nicht erst einmal wissenschaftlich exakt arbeiten und die zahlreichen Begriffe definieren, voneinander abgrenzen und empirisch belegen?



PACKZETTEL FÜR DEN „REISEKOFFER“

3

EINLEITUNG

Diese Debatte können und wollen wir nur anstoßen, weshalb Sie im „Reisekoffer“ auch „Quergedachtes“ finden werden. Wir betrachten die Begriffe in ihrer Vielfalt und Unschärfe, ohne Vorgabe für die Autorinnen und Autoren und somit letztlich aus deren Erfahrungen und Erkenntnissen heraus.

Damit wollen wir auch zeigen: Wir erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit mit Blick z. B. auf den Diskurs um Sozialraumorientierung, Gemeinwesenarbeit und Gemeinwesendiakonie, aber wir können uns die Arbeitsweisen und deren Auswirkungen im Sozialraum anschauen und daran teilhaben. Deswegen hat der „Reisekoffer“ einen Abschnitt mit *Methoden*, die über die bereits vorhandenen Werkzeuge einen Überblick geben. Im letzten Abschnitt finden sich *Materialien* zum Ausprobieren, Nachlesen und Weiterdenken.

Eine weiterführende Debatte über Inklusion können wir ebenfalls an dieser Stelle nicht führen. Gemeinwesendiakonie beinhaltet auch eine inklusive Dimension für das Zusammenleben im Quartier in sich, die weit über die UN-Konvention der Rechte behinderter Menschen hinausgeht. Hingewiesen sei auf Veröffentlichungen in den Ev. Kirchen von Hessen und Nassau und Kurhessen-Waldeck, sowie der Diakonie Hessen.

Wir haben Vieles „eingesammelt“, aber sicher fehlt noch Manches. Aus diesem Grund bitten wir um Ihre Mitarbeit: Wir laden Sie ein, das, was Ihnen fehlt, zu ergänzen. Wir freuen uns, wenn Sie uns eine Geschichte, ein Beispiel aus Ihrer Gemeinde, Ihrem Netzwerk, Ihrer Praxis aufschreiben. Senden Sie uns Ihren Beitrag.

„Wenn jemand ein Reise tut/So kann er was erzählen/D‘rum nahm ich meinen Stock und Hut/Und tät das Reisen wählen“. Dieses Sprichwort des Dichters Matthias Claudius beinhaltet Aufbruch, verheißt Begegnung und kann sogar zum Abenteuer werden.

Hinsichtlich einer gendergerechten Schreibweise blieb es den Autor*innen überlassen, ob sie Paarformen verwenden oder den sog. Gendergap_Unterstrich bzw. die Sternchenform (*-Form) benutzen.

Der herzliche Dank gilt an dieser Stelle allen Autor*innen für ihre Mitwirkung, ihre vielfältigen Beiträge und ihre Kooperationsbereitschaft, sich auf dieses Format einzulassen. Ihnen sowie vielen anderen Gesprächspartner*innen sei darüber hinaus für den Austausch und die wertvollen Hinweise gedankt.

Der Dank gilt ebenso herzlich den Ev. Kirchen in Hessen und Nassau und Kurhessen-Waldeck, die sich an der Kampagne **„Wir sind Nachbarn. Alle“** beteiligen.

Uwe Seibel

Pfarrer, Referat für
Gemeinwesenarbeit
in der Diakonie Hessen
Projektleiter
Modellregion Hessen

Herbert E. Gunkel

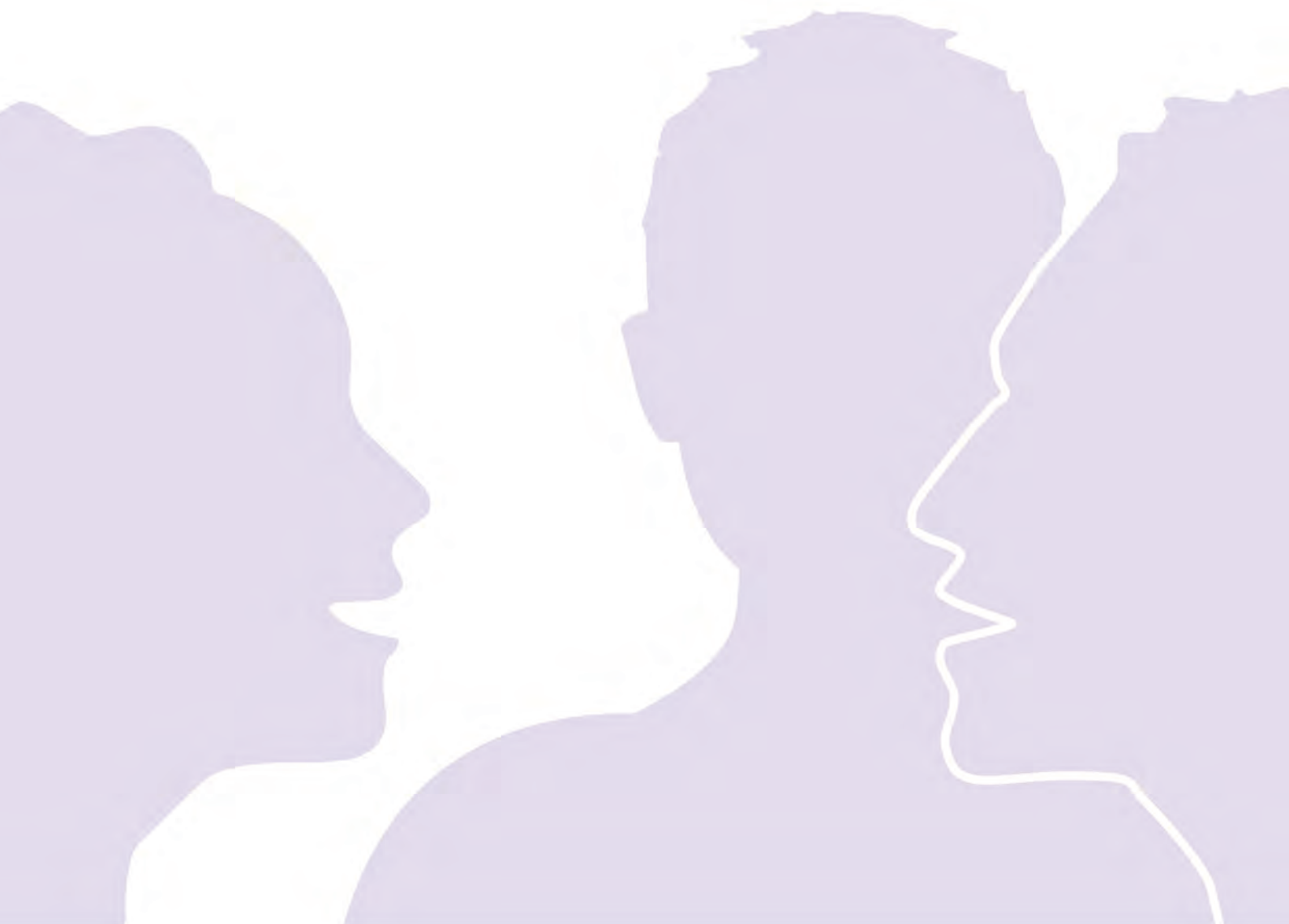
Netzwerk ‚Leben im Alter‘
in der Ev. Kirche in Hessen
und Nassau

Andreas Wiesner

Fachstelle Zweite Lebenshälfte
im Referat
Erwachsenenbildung in der Ev.
Kirche von Kurhessen-Waldeck

UNTERWEGS ALS NACHBARN
EIN REISEKOFFER

THEORIE UND THEOLOGIE



WAS HAT EINE KIRCHENGEMEINDE MIT DEM SOZIALRAUM ZU TUN?



Die Frage, was eine „Kirchengemeinde“ mit dem „Sozialraum“ zu tun hat, sagt bereits viel aus. Sie unterscheidet die Einrichtung „Kirchengemeinde“ und einen (sie umgebenden?) sozialen Raum, in dem Menschen leben und agieren. Sie eröffnet die Möglichkeit, dass diese beiden Größen etwas miteinander zu tun haben – oder dass es keine Beziehung zwischen ihnen gibt. Sie sieht schließlich die notwendige Aktivität, diese Beziehung zu gestalten, auf Seiten der Kirchengemeinde, denn sie ist das Subjekt der Frage. An diese Implikationen der Formulierung lässt sich gut anknüpfen für die Überlegungen, ob und wie sich Kirchengemeinden im Gemeinwesen engagieren können und sollen. Ich beginne mit der theologischen Begründung für ein kirchliches Engagement im Sozialraum, erläutere die Problematik ihres Verhältnisses dann mit einem Blick in die Geschichte und schließe mit Überlegungen zu einer neuen Beziehung zwischen den beiden Größen.

■ 1. „Kirche für die Welt“ – *theologische Einsichten*

Dass eine Kirchengemeinde nicht ohne eine Beziehung zu den Menschen, die in ihrem Blickfeld sind, sinnvoll leben und handeln kann, ist theologisch eigentlich selbstverständlich. Kirche hat den Auftrag, das Evangelium mit aller Welt zu kommunizieren – nicht beschränkt auf diejenigen, die an den kirchlichen Aktivitäten teilnehmen. Die „Welt“ als Gottes gute Schöpfung, ist der Ort, an dem Gott sein Reich Wirklichkeit werden lassen will.¹ Die Kirche gibt es ja nicht als Selbstzweck oder zur Aufbewahrung alter Wahrheiten, sondern sie ist theologisch an die Welt gewiesen. Sie soll möglichst vielen Menschen den Kontakt zum „Evangelium“

eröffnen – zu der Botschaft, dass Gott, der in Jesus Christus Mensch geworden ist, gekreuzigt und auferweckt wurde, alle Menschen hineinnehmen möchte in seine Liebe und seinen Heilswillen für die Welt. Dieses Evangelium kann sie jedoch nicht nur mit Worten kommunizieren, sondern Taten gehören unabdingbar dazu. Dies beschränkt sich jedoch nicht auf die persönliche Zuwendung zu bedürftigen Menschen, die an die Kirchentüren klopfen, sondern bezieht sich auch und gerade auf die gestaltende Kraft dieser Botschaft im und für den sozialen Raum. Das Christentum besitzt in seiner jüdischen Tradition von seinen Anfängen an eine gesellschaftsgestaltende Perspektive. Biblisch kommt sie besonders zum Tragen in der Sozialkritik der alttestamentlichen Propheten, die das Engagement für eine gerechte Lebenswelt für alle Menschen, insbesondere für die Schwachen, fordern. Ebenso richtet sich das Handeln Jesu besonders an diejenigen, die es physisch oder psychisch in besonderer Weise benötigen. Keineswegs müssen sich Menschen ihm und seiner Gemeinschaft anschließen, bevor sie geheilt werden, zu essen bekommen oder Zuwendung erfahren. „Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist“, hat daher Dietrich Bonhoeffer prononciert formuliert. Ein solches Handeln gehört zu den unverzichtbaren Aufgaben der Kirche.²



¹ Vgl. Eberhard Hauschildt / Uta Pohl-Patalong: Kirche (Lehrbuch Praktische Theologie), Gütersloh 2012, 431

² Vgl. a.a.O., 432

WAS HAT EINE KIRCHENGEMEINDE MIT DEM SOZIALRAUM ZU TUN?

2

THEORIE UND THEOLOGIE

■ 2. Die schwierige Beziehung der Kirche zum Sozialraum – historische Perspektiven

Allerdings folgen die Gestalt der Kirche und die Gestaltung ihrer Aufgaben nicht einfach theologischen Einsichten, sondern unterschiedlichen und komplexen Einflüssen. Die Beziehung zwischen Kirche und Sozialraum hat eine wechselvolle und nicht einfache Geschichte, die das Engagement der Kirche im Sozialraum heute nicht selbstverständlich erscheinen lässt und die Beziehung auch in mancher Hinsicht – von beiden Seiten aus – erschwert.

Seit dem 4. Jh. organisierte sich die Kirche „territorial“, d.h. sie entwickelte ein flächendeckendes Netz aus „Parochien“ und verband sich damit eng mit dem sozialen Raum. Jedes Stück Land und jeder Mensch wurde einer Parochie zugewiesen, die damit für diesen Bezirk zuständig war. Es gab dabei keine Trennung zwischen religiösen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Sphären; insofern war Kirche immer auf das soziale Ganze bezogen. Allerdings hatte dies kontrollierende Funktionen: Das Parochialsystem stellte sicher, dass die Menschen ihren „Zehnten“ an die Kirche ablieferten und dass sie der Beicht- und Abendmahlpflicht nachkamen sowie ihre Kinder taufen ließen. Kirche hatte also für das Gemeinwesen vorrangig eine normierende, kontrollierende und sanktionierende Funktion.

In der frühen Moderne, seit dem 18. und dann vor allem im 19. Jh. lockerte sich die Beziehung zwischen Gesellschaft, Kirche und Religion. Vor allem in den rasch angewachsenen Großstädten lebten die Menschen weitgehend ohne Kirche (schätzungsweise

besuchten nur 1,5% der evangelischen Kirchenmitglieder den Gottesdienst, weniger als halb so viele wie heute). Die Kirche reagierte mit einer Neuentwicklung der Kirchengemeinde: Sie sollte zum „Hort der Liebe“ werden, in dem man Gemeinschaft und diakonische Hilfe erfahren konnte. Allerdings wurden die Integration in die Kirchengemeinde und ihre sozialen Normen zu Voraussetzungen der Unterstützung gemacht.³ Mit diesem neuen Charakter der Kirchengemeinde sollte Kirche wieder einen bestimmenden Einfluss auf die Gesellschaft bekommen. Den säkularen, aber auch den christlichen Vereinen, die in ihrem Hilfehandeln das Vorbild für die neue Kirchengemeinde waren, wurde nur so lange ein Existenzrecht zugestanden, wie die Gemeinde diese Aufgaben noch nicht erfüllte.

Damit wurde ein neues Verhältnis von Kirchengemeinde und Sozialraum hergestellt. Dabei erfolgte jedoch keine Bewegung der Kirchengemeinde in die gesellschaftlichen Strukturen hinein.⁴ Es war vielmehr der Versuch der Integration möglichst vieler Menschen in die Gemeinde, damit diese ihren gesellschaftlichen Einfluss zurückerhielt. Das Christentum wurde dadurch „verkirchlicht“, die Spannung zwischen aktiver Kerngemeinde und „distanzierter Kirchlichkeit“ entstand, da natürlich auch damals nur eine Minderheit sich „integrieren“ ließ.



³ Emil Sulze, der Begründer dieser neuen Form von Gemeinde, formuliert: „Schritt für Schritt ward die Liebestätigkeit an sittliche Forderungen geknüpft. Sie ward also stets in den Dienst der Seelsorge gestellt [...] Werden die Bedingungen nicht erfüllt, so wird die Hilfe versagt“ (Emil Sulze: Die evangelische Gemeinde, Gotha 1891, 43f.)

⁴ Dies wurde etwa zur gleichen Zeit von anderen Stimmen v.a. aus dem sozialen Protestantismus durchaus gefordert, die jedoch weit weniger wirkmächtig waren. Vgl. z.B. Hermann Kutter: Wir Pfarrer, Leipzig 1907

WAS HAT EINE KIRCHENGEMEINDE MIT DEM SOZIALRAUM ZU TUN?



In der Kirchenreformbewegung der 1960er und 1970er Jahre ist diese „gemeindliche Verengung“ vielfach kritisiert worden. Ideen und Ansätze wurden entwickelt, Kirche für die Gesellschaft zu öffnen und ihre Aufgabe vom Heilswillens Gottes für die Welt, der „missio Dei“, her zu begreifen. Relativ rasch wurden diese Ansätze jedoch in den 1980er Jahren von Tendenzen abgelöst, sich auf den Gemeindeaufbau zu konzentrieren und sich dabei wieder stärker binnengemeindlich zu orientieren. Dies sollte mit den Struktur-reformen der 1990er Jahre zwar mit neuen Formen kirchlicher Arbeit und der Forderung nach gesellschaftlicher Relevanz der Kirche wieder geöffnet werden. Die Finanzkrise und die verstärkte Aufmerksamkeit auf die (zahlenden) Mitglieder erschwerten jedoch ein uneigennütziges Engagement im Gemeinwesen.

In der Geschichte der Kirche ist die Beziehung zwischen Kirchengemeinde und Sozialraum also durchaus nicht unbelastet. Berührungängste und Vorsicht auf beiden Seiten sind nicht unwahrscheinlich: Aus welchen Motiven engagiert sich die Kirchengemeinde im und für den Sozialraum? Auf wen richtet sie sich? Was sind ihre Ziele? Eine Klärung dieser Fragen und ihre transparente Kommunikation sind angesichts dieser Geschichte eine wichtige Voraussetzung dafür, die Beziehung zwischen Kirche und Sozialraum neu zu gestalten.

■ 3. *Sich im Gemeinwesen engagieren* – eine neue Beziehung zwischen Kirche und Sozialraum

Aus unterschiedlichen Gründen gibt es seit einigen Jahren in vielen Kirchengemeinden Überlegungen und Aktivitäten, sich im Ge-

meinwesen zu engagieren. Neben den o.g. theologischen Begründungen ist dabei auch die Einsicht leitend, dass es angesichts der Relevanzkrise der Kirche für die Glaubwürdigkeit derselben unverzichtbar ist, für die Verbesserung der Lebensbedingungen von Menschen einzutreten. Wenn die Kirche die Botschaft von der Liebe Gottes zu den Menschen überzeugend verkündigen will, dann muss in ihrem Handeln exemplarisch etwas davon aufscheinen, wie Menschen nach Gottes Willen leben sollen (vgl. Mt 11,5). Dies gilt nicht nur, aber besonders gegenüber Menschen ohne selbstverständliche christliche Sozialisation. „Wenn man Christen versteht, dann aufgrund ihres authentischen Lebensstils, der Wort und Tat einschließt. Das persönliche Vorbild zählt. Wort ohne Tat wäre hier unglaubwürdig, Tat ohne Wort unkenntlich.“⁵

Diese Verbindung von Wort und Tat findet seine Konkretion im aktiven Engagement im Dorf oder im Stadtteil für und mit Menschen, die in besonderer Weise Aufmerksamkeit und Zuwendung benötigen. Häufig gemeinsam mit säkularen Akteuren engagieren sich Kirche und Diakonie im oder für den Stadtteil oder dem Dorf. Dies kann auf neue Weise Möglichkeiten eröffnen, sich intensiv mit den Themen und Bedürfnissen der Menschen im Dorf oder im Stadtteil zu befassen. Hier ist zunächst Wahrnehmung und Hin-hören gefordert, um zu verstehen, was an diesem Ort wichtig ist und welches die Rolle der Gemeinde dabei sein kann.



⁵ Thomas Schlegel: *Diakonie und Mission – und ihre notwendige Zusammenschau im ostdeutschen Kontext*, *epd-Dokumentation* 39/2011, 27-30, 30

WAS HAT EINE KIRCHENGEMEINDE MIT DEM SOZIALRAUM ZU TUN?

4

THEORIE UND THEOLOGIE

Dabei arbeiten Kirchengemeinden, Kirchenkreise, diakonische Dienste und Einrichtungen mit Kommunen und anderen säkularen Institutionen zusammen, um den Sozialraum in einer Weise zu gestalten, die „die soziale Infrastruktur einer Stadt stärkt und das nachbarschaftliche Miteinander in den Wohnquartieren ausbildet“.⁶

Zentral dabei ist eine Haltung der Uneigennützigkeit. Menschen spüren es, ob sich eine Kirchengemeinde dem Sozialraum zuwendet mit dem Ziel, sich als Gemeinde besser zu vernetzen und für ihre Veranstaltungen davon zu profitieren oder ob sie dies als Bestandteil der Kommunikation des Evangeliums mit allen Menschen vor Ort versteht, in dem sich Kirche für oder besser: mit anderen ereignet. Damit wird „aus dem Bindungs- und Kontrollinteresse ein Gestaltungsinteresse“.⁷ Die Frage ist dann letztlich nicht, wie eine Kirchengemeinde besser arbeiten kann, sondern wie sie dazu beitragen kann, dass Menschen besser leben können.

Paradoxerweise kann sich diese Haltung der Uneigennützigkeit wiederum positiv auf die Zukunft der Kirche auswirken. „Christliche Gemeinden mussten in der Geschichte sich dann nicht um ihre Zukunft sorgen, wenn sie sich in kritischen Phasen auf die Seite der Menschen geschlagen haben, die im biblischen Mandat angesprochen wurden. [...] Gemeinden, die sich um das Schicksal von Menschen kümmern, die in ihrem Raum leben, bekommen ihre Zukunft geschenkt. Auch für sie gilt die Verheißung im Buch Jeremia: ‚In ihrem Wohl liegt Euer Wohl‘.“⁸

⁶ Diakonisches Werk der EKD:

Handlungsoption Gemeinwesendiakonie, Hannover 2007, 5

⁷ Matthias Sellmann: „Für eine Kirche, die Platz macht!“

Notizen zum Programm einer raumgebenden Pastoral, in: Diakonia 2/2017, 74-82

⁸ Klaus Dörner: *Leben und sterben, wo ich hingehöre.*

Dritter Sozialraum und neues Hilfesystem. Neumünster 2007, 11

PROF. DR. UTA POHL-PATALONG

ist Professorin für Praktische Theologie an der Universität Kiel. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Zukunft der Kirche und des Pfarrberufs, empirische Religionsforschung, Genderfragen, die Zukunft des Religionsunterrichts und der Bibliolog. Besonders wichtig ist ihr die Verbindung von Theorie und kirchlicher Praxis.



© DEKT

NICHT OHNE MEINE NACHBARN

Die Gemeinwesendiakonie als Auftrag und Chance für Kirche und Diakonie



THEORIE UND THEOLOGIE

5

Das „Netzwerk Gemeinwesendiakonie“ wurde im Jahr 2012 von Vertreterinnen und Vertretern der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau und des Diakonischen Werkes in Hessen und Nassau ins Leben gerufen. Seit dem Zusammenwachsen der beiden diakonischen Werke in Hessen im Jahr 2013 hat das Netzwerk das Gebiet von Kurhessen-Waldeck gleichermaßen im Blick und wurde entsprechend personell erweitert. Die strategischen Ziele des Netzwerkes lauten:

Durch Austausch, verstärkte Zusammenarbeit und orientierende Impulse soll der gemeinwesendiakonische Ansatz in Kirche und Diakonie gestärkt werden und Akteure auf allen Ebenen, insbesondere Kirchengemeinden, dazu ermutigt werden, sich zu öffnen und als Kirche und Diakonie gemeinsam Sozialräume aktiv mitzugestalten. Mit diesem Text möchte das Netzwerk der Debatte über Zukunftskonzepte einen weiteren Anstoß geben.

■ „Gemeinwesendiakonie“ – Was ist das?

Grundidee der Gemeinwesendiakonie ist, dass sich Kirchengemeinden, diakonische Einrichtungen und andere Akteure gemeinsam an der Erkundung und Gestaltung lokaler Räume und der Verbesserung von Lebensverhältnissen beteiligen. Gemeinwesendiakonie wird dabei nicht als begrenztes Projekt, sondern als Strategie zur Entwicklung von Gemeinde und Diakonie in einem Lebenszusammenhang verstanden. Gemeinwesendiakonie als Perspektive für kirchliche und diakonische Arbeit entwickelt sich an vielen Orten und in vielfältiger Ausprägung (vgl. Projekt „Kirche findet Stadt“).

Ein gemeinwesenorientierter Ansatz, der die spezifischen Bedarfe und Ressourcen von Menschen in einem Lebensraum wahrnimmt und vernetzend, aktivierend, zielgruppenübergreifend vorgeht, stellt sich den aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen (z.B. demographischer Wandel, Integration, Inklusion) und ermöglicht eine nachhaltige Verbesserung der Lebensbedingungen für die Menschen im Stadtteil oder Dorf. Kirchengemeinden überschreiten so die eigenen Milieugrenzen und werden wieder zu gefragten zivilgesellschaftlichen Akteuren und Partnern, die gesellschaftliche Verantwortung zum Wohl der Menschen übernehmen.

■ Gemeinwesendiakonie als Chance für die Kirche

Die gemeinwesendiakonische Perspektive stellt einen substanziellen Beitrag zur Diskussion um Konzepte der Gemeindeentwicklung dar. Hinter dieser Perspektive steht die Vision von Kirchengemeinden, in denen die Menschen nicht unter sich bleiben, sondern die sich öffnen, ihren Horizont erweitern und sich für ihre Nachbarn interessieren. Indem sich die Kirche gemeinwesendiakonisch ausrichtet, stellt sie sich gemeinsam mit der Diakonie und weiteren Partnern den Herausforderungen der sich wandelnden Welt, gestaltet Sozialräume und macht Lebensräume lebenswert. Indem sie ihrem eigenen Anspruch treu bleibt, sich wirklich auf die Nächsten, also die Nachbarn bzw. die Nachbarschaft, einzulassen, erschließen sich ihr neue Perspektiven: Gemeindehäuser werden zu Treffpunkten, soziale Angebote entstehen, Begegnungen zwischen Menschen finden statt.



NICHT OHNE MEINE NACHBARN

Die Gemeinwesendiakonie als Auftrag und Chance
für Kirche und Diakonie

6

THEORIE UND THEOLOGIE

Gemeinden können sich als diakonische Gemeinden profilieren und als verlässliche Partnerinnen im Gemeinwesen sichtbar und aktiv werden.

■ **Gemeinwesendiakonie als Chance für die Diakonie**

In der diakonischen Sozialen Arbeit haben gemeinwesenorientierte Projekte schon eine lange, erfolgreiche Tradition. In den letzten Jahren wird zunehmend deutlich, dass ein gemeinwesenorientierter Ansatz (Blick auf Strukturen, Ressourcenorientierung, Bedarfsorientierung, Vernetzung, Aktivierung, integrativer und interdisziplinärer Ansatz, sozialpolitisches Engagement) nicht auf klassische Stadtteilprojekte beschränkt sein sollte, sondern in allen Feldern der Sozialen Arbeit fachlich notwendig und fruchtbar ist. Speziell in der Gemeinwesendiakonie findet im Zuge der Vernetzung und Kooperation von Diakonie und Kirchengemeinden vor Ort das zusammen, was zusammen gehört.

Mit dem „Netzwerk Gemeinwesendiakonie“ machen sich Kirche und Diakonie gemeinsam auf den Weg, um partnerschaftlich gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen.

Wir sind davon überzeugt, dass der Ansatz der Gemeinwesendiakonie einen entscheidenden Impuls für die Zukunft der Kirche und der Diakonie bietet.

Kontakt: Margarete Reinel, Pfarrerin
Leitung Projekt DRIN und Projektreferentin
für Gemeinwesendiakonie bei der Diakonie
Hessen
margarete.reinel@diakonie-hessen.de
Telefon 069 79476323

MITEINANDER KIRCHE UND DIAKONIE IM NETZWERK FÜR DEN L(I)EBENSWERTEN ORT



■ **Miteinander von Kirche und Diakonie bedeutet zuerst einander wahrnehmen**

Miteinander von Kirche und Diakonie bedeutet für die Arbeit im lokalen Raum zunächst zu erfragen, welche kirchlich-diakonischen Orte es im lokalen Gemeinwesen gibt und wie sie miteinander kommunizieren und agieren.

Ein Beispiel: Wie ist die Diakoniestation mit dem evangelischen Kindergarten und der Kirchengemeinde vernetzt oder die Wohngruppe für Menschen mit Behinderungen des diakonischen Trägers und die Familienbildungsstätte?

Miteinander beginnt so in der Wahrnehmung der eigenen „kirchlich-diakonischen Familie“ bzw. im eigenen kirchlichen Haus. Für Kirchengemeinden als sozialräumliche und generationsübergreifende Akteure ergibt sich eine besondere Rolle in der Vernetzung der unterschiedlichen Akteure im Raum. Sie sind oft die Einzigen, die eine übergreifende Perspektive haben bzw. nicht durch eine besondere Helfefeldperspektive „belastet“ sind. Sie sind vielfach nicht professioneller Anbieter sozialer Dienstleistungen. Von daher ergibt sich eine Rolle, die sie als Intermediäre und sozialräumliche Netzwerker prädestiniert. Kirchengemeinden haben vielfach räumliche und personelle Ressourcen, die Ihnen eine Netzwerkarbeit möglich machen, ohne irgendwelchen Kostenträgern gegenüber rechenschaftspflichtig zu sein. Demgegenüber stehen diakonische Einrichtungen mit einer hohen Fachlichkeit und Professionalität im Hinblick auf bestimmte Helfefelder, auf Betriebsführung etc. Für sie ist die Perspektive auf den lokalen Raum häufig neu. Aus der Unterschiedlichkeit ergibt sich, die jeweils anderen mit Ihren ei-

genen Sprachen, Logiken und Aufträgen wertschätzend wahrzunehmen, einander ergänzendes zu entdecken und aufeinander zu beziehen. Miteinander bedeutet so, wir ergänzen einander, wir gehören zusammen und gemeinsam sind wir mehr.

Im Bewusstsein und mit den Ressourcen solch eines gelebten Miteinanders von Kirche und Diakonie im Rücken können wir auf andere zugehen und im Netzwerk mit anderen l(i)ebenswerte Orte gestalten.

Das bedeutet zum Beispiel:

- Wir besuchen einander zu bestimmten Gelegenheiten
- Regelmäßige Treffen zwischen dem Kirchenvorstand und Vertretern der diakonischen Träger in der Gemeinde mit einem Austausch über die eigene jeweilige Situation und den gemeinsamen Blick auf den lokalen Raum finden statt
- Es bildet sich eine AG Kirche und Diakonie im Stadtteil als Teil oder Beginn für ein Stadtteil- oder Dorfnetzwerk

■ **Miteinander von Kirche und Diakonie bedeutet Brücken bauen und Dazwischengehen**

Miteinander von Kirche und Diakonie im lokalen Raum braucht Menschen, die – angetrieben von einer Vision gelingenden Zusammenlebens am Ort – einander wahrnehmen, Brücken bauen und als Intermediäre beziehungsweise „Dazwischengehende“¹ zwischen verschiedenen Menschen und Akteuren im lokalen Raum Netze knüpfen.



¹ Vgl. Collins, John N., *Diakonia. Re-Interpreting the Ancient Sources*, New York/Oxford 1990

MITEINANDER KIRCHE UND DIAKONIE IM NETZWERK FÜR DEN L(I)EBENSWERTEN ORT

8

THEORIE UND THEOLOGIE

Dazu gehört ein Verständnis, eine Akzeptanz für andere Kulturen, Sprachen und Logiken. Es erfordert die Fähigkeit, sich in unterschiedlichen Welten zu bewegen, sie zusammenzubringen und zusammen zu denken. Es beginnt häufig damit, sicheres Terrain – manchmal auch das eigene Schneckenhaus – zu verlassen.

Netzwerkarbeit im Quartier bedeutet so die Praxis einer Geh-Struktur lebendig zu gestalten, die nicht abwartet, sondern aufbricht – mit hohem Interesse für die Menschen und ihre Lebensräume und -welten.² Im ersten Schritt bedeutet diese Praxis auch für die Kirchengemeinde und die diakonischen Einrichtungen aufeinander zuzugehen und ein Miteinander zu entwickeln.

Diese Praxis braucht sowohl in den diakonischen Einrichtungen als auch in der Kirchengemeinde konkrete personelle Ressourcen und geklärte Verantwortlichkeiten damit das Brücken bauen und Dazwischengehen wachsen und gelingen kann.

Das bedeutet zum Beispiel:

- Eine MitarbeiterIn in der Kirchengemeinde und in der Einrichtung ist für den Kontakt verantwortlich und kennt das Gegenüber
- wechselseitige Besuche und Begegnungen zwischen den Teams finden statt, Mitarbeitertage der Einrichtung finden im Gemeindehaus statt
- BewohnerInnen der Einrichtungen werden als gleichwertige Gemeindemitglieder wahrgenommen und Barrieren werden abgebaut, so hat sich z.B. ein Abholdienst in die Kirchengemeinde für die Bewohner des Altenheims entwickelt

■ **Miteinander von Kirche und Diakonie braucht einen Anlass und eine gemeinsame Vision für den lokalen Raum**

Miteinander von Kirche und Diakonie im lokalen Raum entsteht immer dort, wo es für die Menschen und Akteure im lokalen Raum einen gemeinsamen Anlass gibt. Da wo zum Beispiel Menschen aus anderen Kulturen in unsere Dörfer und Stadtteile kommen, ergeben sich Anlässe, miteinander Netzwerke für eine Willkommenskultur oder ganz praktische Hilfen zu organisieren. Am anderen Ort kann es der Aufbau einer neuen Einrichtung oder Wohngruppe oder die Neubelebung von Nachbarschaft sein, die Anlässe bieten zur Bildung von aktiver Netzwerkarbeit.

Neben dem Anlass ist eine gemeinsame Vision mit konkreten Zielen wichtig und hilfreich als Treiber für die erfolgreiche Arbeit im Netzwerk.

Wo es bisher gemeinsame Perspektiven noch nicht gibt, müssen Sie entwickelt und verabredet werden damit Netzwerkarbeit mit unterschiedlichen Menschen und Akteuren vor Ort gewinnbringend für alle gelingen kann. Kirchengemeinden und diakonische Einrichtungen im lokalen Raum können hier manchmal einen Anfang bilden und miteinander eine Vision für den lokalen Raum entwickeln. Woanders geht es darum, sich gemeinsam an bestehenden Netzwerken zu beteiligen.



² Vgl. Stoffregen, Jörg: Vom Brückenbauen und Ermöglichen. Von der Rolle kirchlicher Berufe in der Gemeinwesendiakonie, in: Borck, S./Giebel, A./Homann, A. (Hg.), Wechselwirkung im Gemeinwesen. Kirchlich-diakonische Diskurse in Norddeutschland, Berlin 2016, 269-277

MITEINANDER KIRCHE UND DIAKONIE IM NETZWERK FÜR DEN L(I)EBENSWERTEN ORT



Das bedeutet zum Beispiel:

- Die Wohnungssituation im Ort ist schwierig, Kirchengemeinde und die örtliche Diakonie überlegen gemeinsam, wie sie die Situation verbessern können
- In der Kirchengemeinde gibt es Probleme mit Jugendlichen aus dem Stadtteil, der Jugenddiakon sucht das Gespräch mit einer Jugendhilfeeinrichtung der Diakonie im Stadtteil, gemeinsam werden Lösungen für das Problem gesucht

■ **Miteinander von Kirche und Diakonie als Sehhilfe und Wahrnehmungsinstrument**

Die Gestaltung von l(i)ebenswerten Orten braucht die Wahrnehmung der verschiedenen Menschen und Akteure im Gemeinwesen. Dazu gehört die Frage, wie sie den Raum wahrnehmen und welche Ängste, Hoffnungen und Träume sie für den Stadtteil oder das Dorf haben. Miteinander von Kirche und Diakonie im Netzwerk verstehe ich zuerst als Sehhilfe und Wahrnehmungsinstrument, der mir hilft meinen Horizont zu erweitern und mir neue Perspektiven auf das Leben im lokalen Raum möglich macht. Netzwerkarbeit schafft Begegnung zwischen den vielfältigen Menschen und Akteuren vor Ort.

Das bedeutet zum Beispiel:

- Die Kirchengemeinde nimmt an einem Prozess zur demenzfreundlichen Gemeinde teil und lässt haupt- und ehrenamtliche Mitarbeitende im Umgang mit dementen Menschen und ihren Angehörigen durch die Diakoniestation schulen
- Das Gemeindehaus wird gemeinsam mit Bewohnern aus der Wohngruppe für Menschen mit Behinderungen und Ehrenamtlichen barrierefrei gemacht

■ **Miteinander von Kirchengemeinden und Diakonie im Netzwerk verknüpft vielfältige Fähigkeiten und unterschiedliche Fachlichkeiten**

Neben der Wahrnehmung unterschiedlicher Lebenslagen bietet das Miteinander im Netzwerk im Quartier die Chance unterschiedliche Fachlichkeiten und Ressourcen zusammenbringen im Interesse einer inklusiven Gestaltung von Lebensräumen. Das kann die gemeinsame Nutzung von Räumen, Fahrzeugen oder ähnlichem bedeuten oder der Einsatz von fachlichen Ressourcen. Miteinander bietet die Möglichkeit für den Einzelnen im Netzwerk von den anderen Partnern zu profitieren und letztlich ein Mehr zu erreichen.

Das Mehr kann auch darin liegen, dass durch eine verlässliche Vernetzung im Raum alle Netzwerkpartner die unterschiedlichen Perspektiven in die eigene Arbeit einbeziehen können. Netzwerkarbeit bietet so die Chance sich selbst neu und anders im Stadtteil oder Dorf wahrzunehmen.

Das bedeutet zum Beispiel:

- Die dreimal wöchentlich stattfindende Betreuungsgruppe für demente Menschen der Diakoniestation findet im Gemeindehaus statt
- Ein offenes Café im Gemeindehaus wird gemeinsam von ehrenamtlichen der Kirchengemeinde und Menschen aus der ambulanten Begleitung für psychisch beeinträchtigte Menschen geplant und durchgeführt



MITEINANDER KIRCHE UND DIAKONIE IM NETZWERK FÜR DEN L(I)EBENSWERTEN ORT

10

THEORIE UND THEOLOGIE

■ *Miteinander von Kirchengemeinden und Diakonie im Netzwerk ist ein wachsender Prozess*

Leben in seiner Vielfalt ist lebendig und damit sind Lebensräume als Orte in denen sich vielfältiges menschliches (Zusammen-) Leben ereignet, dynamische Räume in ständiger Veränderung. Miteinander von Kirchengemeinden und Diakonie im Netzwerk ist immer prozesshaft und nimmt Veränderungen wahr und bezieht sie ein. Das Miteinander im Netzwerk ist immer offen für sich verändernde Kontexte und Situationen und für neue Menschen und Akteure. Miteinander im Netzwerk ist ein Wachstumsprozess, der sich in drei Stufen entwickelt:

- **Koordination**, das heißt es werden einzelne Leistungen koordiniert (z.B. Termine für Feste in einer Kommune)
- **Kooperation**, das heißt es werden unterschiedliche Dinge zusammengebracht (der Eine stellt Personal, ein anderer die Räume ...)
- **Ko-Produktion**, das heißt es entsteht ein gemeinsames Produkt in gemeinsamer Verantwortung

Dieser Prozess in allen seinen Stufen kann nur wachsen, wenn eine gute **Kommunikation** gegeben ist. Er bedeutet für alle Beteiligten Investitionen bevor sich eine win-win Situation einstellt. Miteinander im Netzwerk lebt vom Geben und Nehmen.

Abschließend bleibt zu sagen, dass ein Miteinander von Kirchengemeinden und diakonischen Einrichtungen im lokalen Netzwerk eine große Ressource und eine Bereicherung für jeden ist, auf dem Weg zu einem l(i)ebenswerten Ort.

DIAKON JÖRG STOFFREGEN

Diplom-Religionspädagoge und -Diakoniewissenschaftler arbeitet als Referent für das Netzwerk Kirche inklusiv der Nordkirche und ist Sprecher im Bundesnetzwerk Gemeinwesendiakonie und Quartiersentwicklung.



KIRCHE MIT HAND UND FUSS.

Nachbarschaft als Grundmodell für Kirchengemeinden



THEORIE UND THEOLOGIE

11

Bundesweit geht ein Ruck durch unsere Kirche: Insbesondere im ländlichen Raum verabschieden sich viele Kirchengemeinden vom verzagten Überlebenskampf. Sie richten ihre ganze Aufmerksamkeit nach außen, zu den Nachbarn, in das Gemeinwesen hinein. Kontextsensibel orientieren sie sich an der Menschwerdung Gottes, der sich niemals selbst genug war, sondern immer die Begegnung mit dem „Anderen“ gesucht hat – ganz besonders deutlich in der Geburt Jesu Christi.

Die Erfahrungen mit dieser „Entäußerung“ sind inzwischen eindeutig: Der neue Blick in die Nachbarschaften eröffnet ungeahnte Räume! Schließlich steht der Aufbruch anders als in den 60er Jahren heute unter dem Kairos eines gesamtgesellschaftlichen Klimawandels von Wachstums- zu Verlust Erfahrungen. Immer deutlicher setzt sich die Einsicht durch, dass diese Herausforderungen nicht mehr in Konkurrenzen zu lösen sind, sondern nur noch in Kooperationen, die partizipativ und ressourcenorientiert gemeinsame Lösungen kreieren.

Auf welche Nachbarn stoßen Kirchengemeinden, wenn sie sich „entäußern“? Zunächst sind es die Kommunen, die sich immer öfter dem Leitbild der „Sorgenden Gemeinschaften“ (caring communities) verschrieben haben und nicht mehr „von oben“ verwalten, sondern individuelle Entwicklungsprozesse „von unten“ zulassen, fördern und begleiten. Europäische Förderkulissen unterstützen diese Subsidiarität. Wirtschaft und Handwerk zeigen sich gesprächsoffen, weil die Lebensumstände der Arbeitnehmerschaft die Ökonomie eines ganzen Unternehmens beeinflussen. Im ländlichen Raum bieten ortsprägende Ver-

eine (deren Mitglieder oft auch Kirchenmitglieder sind) Gelegenheit zum Austausch. Der Öffentliche Personennahverkehr ist auf Kooperation angewiesen, da Mobilität in weiten Räumen wirtschaftlich kaum mehr darstellbar ist. Kindergärten, Schulen und andere Bildungseinrichtungen sind dankbar für ideelle, institutionelle und fachliche Begleitung vor Ort. Angesichts neuer Förderkulissen treten professionelle Sozialraumberatungsinstitute, akademische Lehrstühle rund um das Thema Daseinsvorsorge oder auch Landes- und Bundesministerien in den Dialog ein. Die Liste der Gesprächspartnerinnen ließe sich beliebig verlängern – und gerade Kirchengemeinden werden mit ihrem Sozialkapital in diesen Prozessen geschätzt.

Unbegründet ist also die Angst, mit der eigenen Entäußerung auf Desinteresse zu stoßen. Tatsächlich stehen die Tore offen, das Land ist hell und weit. Notwendig ist allerdings der mutige Schritt aus der vermeintlichen Sicherheit des sinkenden Bootes hinaus auf die unbekannte Wasseroberfläche – ein Schritt, den Jesus den Nachfolgenden unbedingt zutraut. Mut und Gottvertrauen sind Grundvoraussetzungen für eine gute Nachbarschaft!

Die Nachbarschaften werden an jedem Ort anders aussehen. Gleich bleibt allerdings die offene Grundhaltung, mit der eine Kirchengemeinde das Gespräch sucht. Wie also „äußert“ sich dieser extrovertierte Habitus?



KIRCHE MIT HAND UND FUSS.

Nachbarschaft als Grundmodell für Kirchengemeinden

12

THEORIE UND THEOLOGIE

- 1. Eine offene Kirche hört, lange bevor sie auch nur ein Wort sagt. Sie ist aufmerksam auf Erfahrungen anderer, auf Nöte der Nachbarinnen und Nachbarn, auf die Lebensumstände der Menschen, mit denen sie im Alltag gemeinsam unterwegs ist. Kirche stellt also keine dem Alltag entgegengesetzte religiöse Sonderwelt dar, kein religiöses Nahrungsergänzungsmittel am Sonntagmorgen – vielmehr ist sie durchweht vom Leben in all seinen Facetten. Erst im Anschluss an das Hören sucht sie partizipative Antworten auf die Herausforderungen des Raumes. Und immer noch gibt sie keine klugen Ratschläge einer Unbeteiligten, sondern sie krempelt selbst die Ärmel hoch, wird aktiv und kreativ, gestaltet und moderiert gesellschaftliche Transformationsprozesse.
- 2. Wenn sie spricht, verzichtet Kirche auf eine religiöse Sonder-Sprache, die sogar binnenkirchlich kaum mehr verständlich ist. Sie schaut dem Volk aufs Maul und wird selbst wieder sprachfähig, anstatt andere belehrend sprachfähig zu machen. Sie setzt damit eine alte Tradition fort, waren doch viele Entwicklungssprünge in der Kirchengeschichte immer auch mit einer Aktualisierung der Sprache verbunden. Nur so bleibt Theologie resonanzfähig für das Leben. Und auch die biblische Begrifflichkeit ist nicht durch die Sprache des religiösen Establishments geprägt, sondern durch die Lebenswelt der einfachen Menschen. Heute gehört es zum wissenschaftstheoretischen Grundkonsens, dass sich Kooperationen immer einer gemeinsamen Sprache bedienen, wenn sie transdisziplinär in die Gesellschaft hineinwirken möchten. Theologisches Vokabular – schon binnenkirchlich diffus genug – wird an runden Tischen geradezu dysfunktional.
- 3. Schließlich ist der nachbarschaftliche Habitus mit dem Abschied vom pfarrherrlichen Einzelkämpfertum verknüpft. Pfarrerrinnen und Pfarrer verlieren ihre priesterliche Monopolstellung, mit der sie sich als Vertreter*innen des „Eigentlichen“ verstehen und vom Alltag abheben. Sie kommen ins Gespräch mit der Vielfalt der Professionen, trauen anderen wieder etwas zu und bieten Interessierten Ermöglichungsräume zur Teilhabe. Der pastorale Dienst tritt in eine neue Dienstgemeinschaft ein, die aber nicht mit dem so oft eingeforderten Pfarrteam gleichzusetzen ist. Gerade in ländlichen Räumen führen weltfremde Gemeindegrenzen nach kurzlebigen Pfarrstellenschlüsseln zu völlig unorganischen Raumgebilden „von oben“, die eher den künstlichen Grenzziehungen europäischer Kolonialmächte des 19. Jahrhunderts als einer lebendigen Raumentwicklung „von unten“ entsprechen. Die „Regionalisierungen“ rund um die Jahrtausendwende haben kaum mehr als zusätzliche Verwaltungsarbeit einer weiteren Zwischen-Unter-Mittel-Ebene ohne eigene Kompetenzen erbracht. Diesen frustrierenden Aktionismus braucht niemand. Pfarrer*innen in Dienstgemeinschaft kooperieren viel mehr mit anderen Professionen im gemeinsamen Raum: Der Pfarrdienst tritt in den Dialog mit Gemeindepädagoginnen, Jugendmitarbeitern, Sozialarbeiterinnen,



KIRCHE MIT HAND UND FUSS.

Nachbarschaft als Grundmodell für Kirchengemeinden



THEORIE UND THEOLOGIE

13

Pflegekräften und anderen Kompetenzen ein. Er sucht das Gespräch mit Sozialraummanagern ebenso wie mit Unternehmensführungen, tauscht sich aus mit Bürgermeistern und Landrätinnen, mit Ortsvorstehern und mit Schulkolleginnen, mit Ärztinnen und Landwirten – eben mit allen Ressourcen im gemeinsamen Quartier. Im Ergebnis führt diese organische Dienstgemeinschaft nicht nur zu einer Summe der Einzelressourcen, sondern sie multipliziert sich zu einem emergenten Produkt, das überwältigende Prozesse freisetzt.

Mit diesem Habitus verliert eine Kirchengemeinde Liebgewonnenes übrigens nicht zwangsläufig. Ganz im Gegenteil: Manche vereinskirchlichen Handlungsfelder, die bislang das Überleben der Gemeinde gewährleisten sollten, können sich auf das eigene, überschaubare Arbeitsfeld konzentrieren.

Die überforderte Vereinskirchlichkeit atmet auf und entwickelt eine neue Dynamik: Das Ehrenamt bekommt wieder einen lustvollen Charakter, Gruppen und Kreise wachsen, Gottesdienste sind deutlich besser besucht. Und auch der Pfarrdienst gewinnt neue Spielräume für Kernkompetenzen wie Verkündigung, Seelsorge und Bildung, weil er nicht mehr für alles zuständig ist, sondern moderiert und begleitet.

Mit diesem Habitus bekommt Kirche Hand und Fuß (Ernst Lange). Sie wagt sich mitten in der Nacht aus dem sinkenden Boot heraus und findet Halt auf ungewohntem Terrain. Sie gelangt zu neuen Ufern, an denen sich prachtvolle Lebensformen finden, eine Vielfalt, von der sie selbst nicht mehr zu träumen wagte. Und nach und nach erinnert sie sich an ihre eigentliche Botschaft: Das Wort wird Fleisch und wohnt unter uns – und wir sehen seine Herrlichkeit!

PFARRER DR. RALF KÖTTER

Ich bin Dozent für theologische Grundfragen sowie Gruppen- und Bildungsarbeit am Institut für Aus-, Fort- und Weiterbildung der Evangelischen Kirche von Westfalen, Gemeinsames Pastorkolleg der Westfälischen, Rheinischen, Lippischen und Reformierten Kirche. Seit zwanzig Jahren begleite ich den Aufbruch der Evangelischen Lukas-Kirchengemeinde im Eder- und Elsofftal an der äußersten westfälischen Peripherie. Unsere theologischen, kybernetischen und gemeindepraktischen Erfahrungen habe ich zusammengefasst in dem Buch „Das Land ist hell und weit. Leidenschaftliche Kirche in der Mitte der Gesellschaft“ (EB-Verlag, 2. Auflage, Berlin 2015).



VON DER KUNST DES NETZWERKENS



Über Netzwerke wurde und wird viel geschrieben. Viele wissenschaftliche Disziplinen haben sie erforscht: Soziologie, Psychologie, Wirtschaft, Medienwissenschaften oder auch Biologie und Physik. Als Mitarbeiterin eines sozialen Verbandes habe ich mich viele Jahre lang mit dem Aufbau sozialer Netzwerke beschäftigt.¹ Ich möchte die Gelegenheit nutzen, aus einer ungewöhnlichen Perspektive auf das Thema Vernetzung zu schauen, der Fokus liegt auf „Haltungen zur Netzwerkarbeit“. In diesem Zusammenhang sind mir eine Künstlerin und zwei Künstler wichtige Vorbilder geworden: Pina Bausch, Joseph Beuys und Ilya Kabakov.

■ **Pina Bausch: Fragen stellen, Material sammeln, Ideen verbinden**

„Das merkt der Tänzer oft erst wesentlich später, dass mich eine kleine Geste, eine Nebenbemerkung, die er gemacht hat, mehr interessiert als die große Nummer.“

Pina Bausch

Pina Bausch, die im letzten Jahr verstorbene weltberühmte Choreografin, war eine geniale Vernetzungsspezialistin. Das erkennt man, wenn man sich mit ihrer Probenarbeit beschäftigt und spürt es, wenn man ihre Stücke auf der Bühne erlebt. Pina Bausch hat die Begegnung mit anderen Kulturen gesucht. Gemeinsam mit ihrem Ensemble ist sie durch die Welt gereist, hat sich von fremden Ländern und Menschen inspirieren lassen. Sie hat die Atmosphäre ferner Metropolen eingefangen und mit viel persönlichem Einsatz ein weltweites Netzwerk geknüpft, mit dessen Unterstützung es ihr gelungen ist, den modernen Tanz nachhaltig zu verändern. Dass Pina Bausch viel von Vernetzung verstanden hat, kann man vor allem an der Art und Weise ablesen, wie sie ihre Tanz-

stücke entwickelte. Schlechte Erfahrungen mit klassischen Probensituationen hatten sie dazu gebracht, ihre eigene Methode zu entwickeln. Sie hat sich ganz offen und ohne vorgefertigtes Konzept auf den gemeinsamen Arbeitsprozess mit ihrem Ensemble eingelassen.

Pina Bausch hat den Tänzern und Tänzerinnen Fragen gestellt, mit ihnen gemeinsam Themen erkundet, hat sie zu ihrer Meinung zu Texten, Szenen und Situationen befragt. Auf diese Weise ist es ihr gelungen, „jene Gemeinsamkeit herzustellen,...die sie für die ‘Grundvoraussetzung einer erfolgreichen Arbeit’ hielt.“² Sie hat – wenn man genauer hinschaut – ganz im Sinne neuer Organisationstheorien³ gearbeitet: Sie hat hingehört, hingeschaut, Material gesammelt und – erst zu einem späten Zeitpunkt des (Proben-) Geschehens – die vielen Ideen auf ihre ganz besondere Art und Weise zu einem gemeinsamen Ganzen verbunden.

Was den Dingen Zusammenhalt gibt, sagt Pina Bausch, „ist letztlich dann die Komposition. Was man tut mit den Dingen. Es ist ja erst einmal nichts. Es sind nur Antworten: Sätze, kleine Dinge, die jemand vormacht. Alles ist erst einmal separat. Irgendwann kommt dann der Zeitpunkt, wo ich etwas, von dem ich denke, dass es richtig war, in Verbindung mit etwas anderem bringe. Wenn ich dann etwas gefunden habe, das stimmt, habe ich schon ein etwas größeres kleines Ding. Dann gehe ich wieder ganz woanders hin. Es beginnt ganz klein und wird allmählich größer.“⁴



¹ Vgl. hierzu: Nell, Karin / Fischer, Veronika / Eichener, Volker (Hg.): *Netzwerke – ein neuer Typ bürgerschaftlichen Engagements*, Schwalbach/Ts. 2003

² Schmidt, Jochen: *Tanzen gegen die Angst. Pina Bausch. Düsseldorf und München 1998*, S. 88

³ Vgl. hierzu die „Theorie U“ von C. Otto Scharmer: *Theorie U – Von der Zukunft her führen*, Heidelberg 2009

⁴ Schmidt, a.a.O., S. 92/94

VON DER KUNST DES NETZWERKENS

15

THEORIE UND THEOLOGIE

Pina Bausch hat in einem Interview das zentrale Element vernetzender Arbeit auf eindrückliche Weise beschrieben. Ihre Stücke entwickelten sich nicht – wie bei Dramatikern oder anderen Choreografen – „vom Anfang aufs Ende hin..., vielmehr wuchsen sie um einen gewissen Kern herum, von innen nach außen“.⁵

■ Joseph Beuys: *Netzwerk als soziale Plastik*⁶

Überaus fruchtbar für die Netzwerkarbeit ist auch die Auseinandersetzung mit dem künstlerischen Werk und den theoretischen Positionen von Joseph Beuys. Im Gegensatz zum konventionellen Verständnis von Skulptur bezog Beuys „das schöpferische Gestaltungsprinzip nicht nur auf sichtbare, materielle Werke, sondern ebenso auf unsichtbare Skulpturen.“⁷ Für ihn galt auch das soziale Miteinander als Kunstwerk. Beuys prägte die Begriffe „soziale Plastik“ und „soziale Skulptur“ und forderte alle Mitglieder einer Gesellschaft auf, „aus der inneren Tiefe, dem Kreativen, dem Schöpferischen“ in die sozialen Zusammenhänge einzugreifen.⁸

Man kann soziale Netzwerke als soziale Plastiken, als soziale Kunst auffassen, die ihre Wirkung in den Sozialraum hinein entfalten. Auf die gleiche Weise, wie ein Gemälde einen Saal verändert, eine Skulptur einen Platz neu definiert, vermag ein Netzwerk dem gesellschaftlichen Leben eine neue Qualität zu verleihen.

Ich möchte ausdrücklich dazu ermutigen, sich verstärkt der Kunst der sozialen Netzwerke zuzuwenden. Netzwerke sind in überschaubaren und in komplexen sozialen Gefügen wahrzunehmen: in der Nachbarschaft, dem Wohnumfeld, der Stadt. Sie sind zwar

unsichtbar, aber man kann ihre Wirkung spüren: als soziale Wärme, soziale Energie, Gestaltungskraft, lebendige Kommunikation und unerschöpflichen Ideenreichtum.

■ Ilya Kabakov: *Ein Frühbeet für Ideen und ein Palast für Projekte*

Wenn in Netzwerken Menschen unterschiedlicher Generationen, Kulturen, Fachdisziplinen und Religionen zusammenwirken und auf einer stabilen Vertrauensbasis ihr breites Erfahrungswissen zur Verfügung stellen, entsteht unweigerlich Neues. Netzwerkarbeit inspiriert, konfrontiert, fordert heraus, ermutigt und erwartet von den Akteuren permanent, sich zu präzisieren, eigene Positionen zu erklären, Verhalten kritisch zu hinterfragen sowie neue Perspektiven einzunehmen. Vor allem dann, wenn Gegensätze hart aufeinanderstoßen, ist mit starken Impulsen zu rechnen. Es entstehen Energien, die für Entwicklungs- und Veränderungsprozesse unerlässlich sind.

Der russische Künstler Ilya Kabakov gibt ein Beispiel dafür, wie man mit wertvollem Ideenmaterial umgeht. Er hat – in der Kokerei der Zeche Zollverein in Essen – einen Palast (!) der Projekte gebaut. Dort stellt er die Visionen, Utopien und Träume von Künstlerinnen und Künstlern des 20. Jahrhunderts aus. Als gebaute Modelle. Eines dieser Modelle ist der „Kasten zur endgültigen Durchführung



⁵ Schmidt, a.a.O., S. 92/94

⁶ Zur Unterscheidung der Begriffe „soziale Plastik“ und „soziale Skulptur“ vgl. Stachelhaus, Heiner: Joseph Beuys. Berlin, 3. Aufl. 2008, S. 79-98 und Richter, Petra: Mit, neben, gegen. Die Schüler von Joseph Beuys. Düsseldorf 2000, S. 49-52. Das Kapitel „Die soziale Plastik“ in der Veröffentlichung von Stachelhaus ist sehr zu empfehlen.

⁷ Richter, a.a.O., S. 50

⁸ Ebd.

VON DER KUNST DES NETZWERKENS



von Projekten“, ein Frühbeet für Ideen. Ein großer, niedriger Holzkasten ist mit dunkler Erde gefüllt. Er ist in 15 Fächer unterteilt, aus denen Hefte, Zettel und Notizblätter, beschriftet mit Projektideen, „herauswachsen“. Kabakov fordert eindrücklich einen achtsamen und sorgfältigen Umgang mit Ideen. Er weiß, dass Ideen – so wie Pflanzensamen – keimen müssen und dass sie Zeit brauchen, um sich zu voller Größe zu entfalten.

„Am Anfang jeder Erfindung blitzt wie ein Funke der erste Einfall auf, die erste Idee, die sich dann zu einem echten, großen Projekt oder einer tief sinnigen Theorie auswachsen kann.

Dieser Einfallsfunke kann aber auch erlöschen und sich nicht weiter entwickeln.“ Damit aber Ideen nicht verloren gehen, vertrocknen oder sterben, müssen sie, so Kabakov, unbedingt zu Papier gebracht und eingepflanzt werden. „Wenn man das eben erst aufgeschimmerte, aber schon auf Papier notierte Projekt in die Erde steckt und dort lässt, so wird es, wie Beobachtungen gezeigt haben, nach kurzer Zeit – natürlich im Kopf des Erfinders – rasch Gestalt annehmen und aufblühen. Einfälle und Pläne dürfen deshalb, sobald man sie aufgeschrieben hat, nicht in der Schreibtischschublade verschwinden.“ Hat man sie sorgfältig eingepflanzt, gut bewässert und für gute Lichtverhältnisse gesorgt, werden sie in ihrem Frühbeet langsam gedeihen. „Nach einer gewissen Zeit nimmt man sie dort wieder heraus.“⁹

Netzwerke sind in diesem Sinne mehr als Strukturen für die Entwicklung und Realisierung gemeinsamer Ideen. Sie sind auch Keimboden für Ideen, die noch nicht „reif“ sind, die gut aufbewahrt, geschützt und

„kultiviert“ werden müssen. Vieles spricht dafür, in Netzwerken regelmäßig zu überprüfen, was dort schon an Neuem wächst und gedeiht und ins Freiland ausgesetzt werden kann.

■ (Beziehungs-)Qualitäten von Netzwerkarbeit

In der praktischen Arbeit lässt sich beobachten, dass sich in Netzwerken häufig Menschen zusammenfinden, die auf gleicher Wellenlänge sind. Es scheint, als gehe man lieber auf Personen zu, die ähnliche Ziele verfolgen und gleiche Strategien bevorzugen. Je besser sich die Partner jedoch verstehen, desto größer ist die Gefahr, dass ein Netzwerk an „Spannung“ verliert, die Akteure sich gemütlich einrichten und das Netzwerk sich abschottet und an Innovationskraft verliert. Für ein Netzwerk sollte deshalb gelten, was der Organisationsberater Heinrich Fallner in seinem „Beratungskreuz für das Coaching mit System“ postuliert: (unter-)stützen, schützen, (heraus-)fordern, konfrontieren.¹⁰ Die Partner sollten unterschiedlich und flexibel sein; sie sollten sich gegenseitig nicht nur in ihren Vorhaben (unter-)stützen und sich in Prozessen vor zu großen Erwartungen oder bei Misserfolgen schützen, sondern sich auch gegenseitig zu Leistungen und Aktivitäten (heraus-)fordern und sich mit unliebsamen Fakten, Bedenken und Vorbehalten konfrontieren (Klartext reden!). Konflikte und Krisen bedeuten nicht das Ende guter Vernetzungsarbeit, sie gehö-



⁹ Kabakov, Ilya / Kabakov, Emilia: *Palast der Projekte. Katalog zur Ausstellung in der Kokerei Zollverein in Essen. Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur, Düsseldorf 2001*

¹⁰ Fallner, Heinrich: *Beratungskreuz für das Coaching mit System. Unveröffentlichtes Arbeitspapier, Bielefeld 2006*

VON DER KUNST DES NETZWERKENS

17

THEORIE UND THEOLOGIE

ren dazu. Sie versorgen (natürlich nur bis zu einem bestimmten Grad) ein Netzwerk mit Energien und sorgen dafür, dass Strukturen aufbrechen und Prozesse in Bewegung kommen können.

Die Grundlage jeder guten Vernetzungsarbeit bildet eine gemeinsame stabile Vertrauensbasis. Wenn sich die Mitglieder ihre Wissensressourcen, Konzepte und Ideen gegenseitig zur Verfügung stellen, müssen sie sicher sein, dass die Inhalte ihrer Zusammenarbeit nicht ungefragt weitergegeben oder missbräuchlich verwendet werden.

Damit die Kommunikation in einem Netzwerk gelingen kann, sind vor allem zu Beginn von Innovationsprozessen „Übersetzungsleistungen“ erforderlich. „Dabei gilt es, implizites Wissen so zu übersetzen, dass es von anderen Beteiligten verstanden werden kann.“¹¹ Eine solche Übersetzung setzt wiederum ein bestimmtes Wissen in der Arbeitsgruppe voraus. „Sie muss über Methoden verfügen, die jeweils individuell hervorgebrachten Ideen und Konzepte in Worte, Bilder, Erzählungen, Analogien usw. zu übertragen. Ferner müssen die Mitglieder über kommunikative Kompetenzen verfügen, durch Formen des aktiven Zuhörens und Mitdenkens andere TeilnehmerInnen zu unterstützen, das eigene Wissen in der Gruppe zu entfalten. Es verlangt von den Teilnehmenden ebenso, vorübergehend Vieldeutigkeit von Aussagen und auch Redundanz der Inhalte auszuhalten.“¹²

■ *Rolle der Künstler und Künstlerinnen in Netzwerken*

Meine Erfahrungen in der Netzwerkarbeit zeigen, dass die Zusammenarbeit immer

dann zu Entwicklungsschüben und Innovationen führt, wenn Künstler und Künstlerinnen in Prozesse involviert sind. Grund hierfür ist vermutlich ihre Fähigkeit und ihre Bereitschaft, Perspektivwechsel vorzunehmen und ihr Interesse, klassische Denk- und Handlungsstrukturen infrage zu stellen bzw. aufzubrechen. Kunstschaffende sind darin geübt, in Diskursen zu polarisieren und Menschen mit (unangenehmen) Tatsachen zu konfrontieren. Die Netzwerke profitieren aber vor allem von der Fähigkeit der Kreativen, abstrakte Vorstellungen anschaulich zu machen und Ideen in Worte, Bilder und Erzählungen zu übersetzen. Auf diese Weise können Kommunikations- und Veränderungsprozesse wirkungsvoll angestoßen und aufrechterhalten werden. Von Künstlerinnen und Künstlern kann man lernen, vom Ganzen her zu denken und zu handeln, aber auch, Dinge, Ideen und Konzepte „auseinanderzunehmen“ und sie zu neuen Formen und Systemen zusammenzufügen. Diese Kompetenz ist für nachhaltig wirksame Veränderungsprozesse in Netzwerken von elementarer Bedeutung.

■ *Risiken und Nebenwirkungen von Netzwerken*

Netzwerke bieten ihren Mitgliedern immense Vorteile. Sie sind aber kein Schonraum, auch kein Allheilmittel in Zeiten knapper werdender Ressourcen. Um keine falschen Hoffnungen zu wecken, macht es Sinn, sich – besonders im Stadium der Gründung – auch die Risiken und Nebenwirkungen vernetzender Arbeit vor Augen zu führen.



¹² Ebd., S. 91

VON DER KUNST DES NETZWERKENS



Netzwerke sind keine Hängematte und kein Auffangbecken für Menschen, die sich vor persönlichen Herausforderungen und Risiken drücken. Auch Netzwerkarbeit kann scheitern. Netzwerke können zu immenser Komplexität anwachsen und unüberschaubar werden. Sie neigen dazu (vor allem dann, wenn sie funktionieren), eine starke Eigendynamik zu entwickeln, die sich manchmal nur schwer steuern und kontrollieren lässt. Netzwerke haben häufig eine kurze Halbwertszeit. Die Arbeit scheitert insbesondere dann, wenn sich einzelne Mitglieder mit ihren Themen und Anliegen durchsetzen und die Interessen der anderen aus dem Blick verlieren. Es verlangt viel Achtsamkeit von den Mitgliedern, die Wertschätzung für alle (Wissens-)Ressourcen zu erhalten: Was nützt das noch so große Finanzbudget, das ein Partner einbringen kann, wenn es keine zündenden Ideen für Veränderungsprozesse gibt?

Abschließend sei darauf hingewiesen, dass in Netzwerken leider auch eine große „Verletzungsgefahr“ für Künstlerinnen und Künstler besteht. Deren Impulse und Leistungen werden in ihrer Bedeutung für Gesamtprozesse oft nicht gesehen, geschweige denn gewürdigt („Hat doch nur eine Idee eingebracht!“). Hier gilt es, in Zukunft klare Spielregeln zu entwickeln und einzuhalten und vor allem dafür zu sorgen, dass – wie leider häufig zu beobachten – nicht immer die Interessen der Kunstschaffenden „hintenüberfallen“.

KARIN NELL

Diplom-Pädagogin, geb. 1955 in Düsseldorf, Referentin für innovative Bildungs- und Kulturarbeit beim Evangelischen Erwachsenenbildungswerks Nordrhein (eeb) in Düsseldorf, dort zuständig für die Qualifizierungsprogramme im Projekt „WohnQuartier4 – die Zukunft inklusiver Quartiere gestalten“; Initiatorin zahlreicher sozialer und kultureller Innovationsprogramme: Netzwerkarbeit in Düsseldorf, Kulturführerschein®; Keywork im Quartier, Wohnschule. Gründerin der Keywork-Werkstatt in Düsseldorf. Veröffentlichungen über Netzwerkarbeit und Keywork. Kontakt: karinnell@t-online.de



EIN UNRECHT, MIT RATTEN ZU LEBEN.

Martin Luther, Martin Luther King
und der Thesenanschlag von Chicago



THEORIE UND THEOLOGIE

19

Martin Luther King jr. ist bekannt geworden durch Bürgerrechtsaktivitäten in den Südstaaten der USA und durch seinen Marsch auf Washington im August 1963. Mit der vielzitierten Rede „Ich habe einen Traum, dass eines Tages meine vier kleinen Kinder...“ hat er 250.000 Zuhörer und Millionen Menschen an den Bildschirmen gerührt.

Anhand weniger Sätze aus einer ansonsten scharf formulierten Rede, die in ihrer Gesamtheit nahezu vergessen ist, wird ein weichgespülter Martin Luther King vermittelt. Sein Beitrag zu Community Development in Chicago, IL. ist hingegen in Europa unbekannt geblieben. Dieser Artikel wird sich deshalb auf diese Aktivitäten konzentrieren und auf seinen Einsatz für Gewaltlosigkeit nicht näher eingehen.

■ *Von der Würde und Freiheit eines Christenmenschen*

1934 nimmt der schwarze Pfarrer Michael „Daddy“ King aus Atlanta/Georgia in den USA am Baptistischen Weltkongress in Berlin teil. Dort kommt er mit der Lebensgeschichte und der Theologie des deutschen Reformators Martin Luther in Berührung. Fortan nennt er sich Martin Luther King und seinen Sohn Martin Luther Junior. Gerade die Lehre von der Würde und Freiheit eines Christenmenschen ist in den durch Fundamentalismus geprägten Südstaaten revolutionär. Martin Luther King jr. wird mit dieser Theologie von Kindesbeinen an in einer Post-Sklavenhaltergesellschaft konfrontiert. Auch hat die afroamerikanische Bevölkerung der Nordstaaten andere Probleme als jene im Süden der USA: Formal haben sie dieselben Rechte wie ihre Landsleute mit europäischen Wurzeln. Offiziell genießen sie dieselben Freiheiten. Aktionen wie im Süden würden deshalb ins Leere laufen.

■ *Ein Unrecht, mit Ratten zu leben*

Zwei Jahre später, im Chicago des Jahres 1966, brodelte es. King und seine Leute planen, die im Süden bewährte gewaltfreie Aktion, in den Dschungel der Slums in den Großstädten des Nordens zu tragen. Dort sind die Probleme der Schwarzen nicht eine kleinliche Rassentrennung im Bus und an der Imbissbude, sondern die Hoffnungslosigkeit einer ganzen Generation Jugendlicher. King bezieht mit seiner Familie im Schwarzengetto auf Chicagos West Side eine heruntergekommene Wohnung: „Man kann den Armen nur nahe sein, wenn man bei ihnen lebt“, erklärt er den Reportern. Zu seinen Kirchenbesuchern sagt er: „In einem Slum zu leben, ist Raub. Ihr seid eurer Würde beraubt. Es ist ein Unrecht, mit Ratten zu leben.“ Dabei hat Chicago eines der höchsten Pro-Kopf-Einkommen der Welt und eine der niedrigsten Arbeitslosenraten der USA.

■ *48 Thesen an der Rathausstür*

Im zähen Verlauf der Bürgerrechtsaktivitäten kommt Martin Luther King eine Idee. Er will den symbolhaften Thesenanschlag seines Namenspatrons zu Wittenberg im Jahr 1517, in Chicago nachahmen. Hatte der Thesenanschlag an die Schlosskirche in Wittenberg eine Reformation der Kirche eingeleitet, so sollte ein Thesenanschlag am Rathaus in Chicago eine Reformation von Staat und Gesellschaft initiieren.

King wählt den traditionellen „Freiheitssonntag“ am 10. Juli. Im Footballstadion „Soldiers Field“ hält er vor 36.000 Zuhörern eine programmatische Rede. Dann führt er die Menge zum Rathaus. Unter Jubel heftet er 48 Thesen an die Metalltür. Hatte Luther



EIN UNRECHT, MIT RATTEN ZU LEBEN.

Martin Luther, Martin Luther King
und der Thesenanschlag von Chicago

20

THEORIE UND THEOLOGIE

vor 450 Jahren den geschäftsmäßigen Ablasshandel der Kirche angeprangert, so prangert King jetzt die Geschäftemacherei mit den Unterprivilegierten im Getto an. Seine Thesen richten sich an Stadtverwaltung, Gewerkschaften, Wirtschaft und Banken, an den Gouverneur, die Bundesregierung und gleichwohl an die Bevölkerung.

King mahnt Verbesserungen der Wohn-, Bildungs- und Arbeitsverhältnisse an. Er fordert öffentlichen Wohnungsbau, Kindergärten, eine funktionierende Müllabfuhr und öffentliche Toiletten, verlangt Ausbildungsplätze und Beschäftigungsmöglichkeiten für Schwarze und Latinos, sowie einen Mindestlohn von 2 Dollar. Zudem fordert er eine Beschwerdestelle gegenüber polizeilichen Übergriffen und willkürlichen Verhaftungen. Als King Bürgermeister Richard J. Daley seine Thesen übergeben will, weigert sich dieser, sie entgegenzunehmen. King verspricht ihm Sit-ins, Camp-ins, Boykotte und Massendemonstrationen, wenn er nicht Grundlegendes unternimmt, der in den Gettos „brodelnden Verzweiflung“ entgegenzutreten.

■ *Ein erster Schritt von 1000 Meilen*

Der störrischen Reaktion Daleys folgt schon am nächsten Tag ein Aufruhr mit Verletzten und Verhaftungen. Erst nach dem Tod eines 14jährigen Mädchens und dem Einsatz der Nationalgarde gibt der Bürgermeister nach. Ein großer Teil der Forderungen aus Kings Thesen wird in ein „Gipfelabkommen“ aufgenommen. Was Kings „Reformation“ in Chicago betrifft, so muss er sich mit bescheidenen Ergebnissen begnügen: „Es ist der erste Schritt einer Reise von 1.000 Meilen“. In den 50 seitdem vergangenen Jahren wurden nicht viele der zurückgelegten Meilen mit Erfolg belohnt. Dennoch ...

■ *Die Reformation geht weiter, Schritt für Schritt ...*

Obwohl ein großer Teil der Forderungen aus Kings Thesen aufgenommen wurde und wohlmeinende Regierungen Millionen Dollar in die Regeneration von Innenstädten investiert haben, hat sich die Lage der Bevölkerung nicht sehr verbessert. Noch heute leben in Chicago West Side fast 30 Prozent der Einwohner, das sind rund 130.000 Menschen, unterhalb der Armutsgrenze.

Die traditionellen Regenerationsprogramme fokussierten sich auf den Mangel in sozialen Brennpunkten und waren zielgruppenorientiert. Zielgruppenorientierung teilt die Nachbarn in jene, die von den Programmen profitieren und jene, die leer ausgehen. Oft werden dadurch bestehende Konflikte vertieft. Meist wurde für die betroffene Bevölkerung entschieden, ohne auf ihre Bedarfe, Fähigkeiten und Talente Rücksicht zu nehmen. Einwohner der betroffenen Viertel wurden nicht als freie und handelnde Bürger, sondern als Klienten behandelt.

Die örtliche Bevölkerung wurde zum Zuschauer degradiert, während die Arbeiter*innen für die Großprojekte außerhalb rekrutiert wurde. Indem traditionelle Regenerationsprogramme Menschen in sozialen Brennpunkten zu Empfängern machten, wurde ihnen die Würde ein zweites Mal geraubt. Deshalb haben Kirchengemeinden und andere örtliche Organisationen ihre Entwicklung in die eigenen Hände genommen und neue selbstbestimmte und selbstorganisierte ABCD-Projekte entwickelt.

Asset-Based Community Development (ABCD¹) geht davon aus, dass in benachteiligten Stadtteilen Fähigkeiten, Talente und



EIN UNRECHT, MIT RATTEN ZU LEBEN.

Martin Luther, Martin Luther King
und der Thesenanschlag von Chicago



THEORIE UND THEOLOGIE

21

Ressourcen für ein besseres Leben für alle Bewohner vorhanden sind. Diese können sowohl persönlich als auch institutionell sein. Fähigkeiten, Talente und Ressourcen gilt es auszubauen, zu fördern, zu vernetzen und zu entwickeln. Diese spielen die zentrale Rolle beim Asset-Based Community Development. Institutionelle Ressourcen sind unter anderem auch öffentliche Gebäude wie eine Stadtbibliothek, persönliche Ressourcen sind unter anderen das Organisationstalent, das in einer Schattenwirtschaft erworben wurden. Talente, Fähigkeiten und Ressourcen werden registriert und systematisch gefördert, verknüpft/vernetzt und ausgebaut. Zur Überwindung von struktureller und institutioneller Ungerechtigkeit und zum Ausgleich von Ressourcendefiziten wird mit städtischen, Regierungs- und anderen Organisationen auf Augenhöhe zusammengearbeitet.

Gemeinsam mit Aktiven in den Stadtteilen haben Prof. John R. Kretzmann und John L. McKnight Northwestern University haben die Asset-Based Community Development

Methode entwickelt. ABCD-Projekte können klein sein, wie zum Beispiel ein Lunchclub (Gemeinde Mittagstisch) oder eine Hausaufgabenbetreuung (After School Club), aber auch gemeinnützige Entwicklungsprojekte sein. Das IMANI Village, ein ökologisches Wohn-, und Geschäftsviertel einschließlich Schule, Jugendzentrum, Poliklinik, Betreutes Wohnen und einer Markthalle wird zurzeit von der Trinity United Church of Christ² gemeinsam mit den Bewohnern eines der ärmsten Stadtviertel entwickelt. Hier werden nicht mehr Thesen an fremde Türen angeschlagen, sondern Türen in Ökohäuser mit bezahlbaren Mieten von örtlichen Handwerkern eingesetzt.

¹ Mehr Informationen über Asset-Based Community Development unter: https://en.wikipedia.org/wiki/Asset-based_community_development und <http://www.abcdinstitute.org/>

² United Church of Christ / Vereinigten Kirche Christi, Partnerkirche der EKHN ist 1957 durch die Verschmelzung der Evangelical and Reformed Church (Evangelisch-reformierte Kirche) und der Puritanischen Congregational Christian Churches (Kongregationalistische christliche Kirchen) entstanden. Trinity United Church of Christ ist eine radikale afro-amerikanische Gemeinde der UCC in der auch Michele und Barak Obama aktiv mit gearbeitet haben. Als Präsident der USA distanzierte sich Präsident Obama von seiner ehemaligen Kirchengemeinde. Mehr Informationen im Web unter: <http://www.ucc.org/> und <https://trinitychicago.org/>



GEORG MEUSEL

Der Autor stammt aus der Friedens- und Bürgerbewegung der DDR und wurde demzufolge in Bildung und Beruf diskriminiert. Er trug vor allem mit Ausstellungsarbeiten Martin Luther Kings Gedankengut in die Öffentlichkeit und war Akteur der friedlichen Revolution im Bezirk Karl-Marx-Stadt. 1998 gründete er in Werdau das Martin-Luther-King-Zentrum für Gewaltfreiheit und Zivilcourage e.V. und arbeitet freiberuflich als Journalist.

ANDREAS WIESNER

Der Autor hat nach seinem Pädagogik- und Theologiestudium in Großbritannien 25 Jahre lang in Community Development/Gemeinwesenarbeit, Mediation und mit Menschen in der Zweiten Lebenshälfte gearbeitet. Gleichzeitig hat er über die sozialhistorische-feministische Methode der Bibelexegese an der Universität Sheffield geforscht. Zurzeit arbeitet er als Pädagogischer Fachreferent der Fachstelle Zweite Lebenshälfte im Referat Erwachsenenbildung der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck.



AUCH DAS GELD DES BARMHERZIGEN SAMARITERS IST EINE BASIS DER NACHHALTIGEN GEMEINWESENARBEIT



Eine Interpretation von Lukas 15, 25-37 aus ökonomischer Perspektive

THEORIE UND THEOLOGIE

22

Das Vorbild des „Standard-Nächsten“ des Guten Samariters nach Lukas (Lk 10, 25-37) lohnt auch aus einer ökonomischen Perspektive betrachtet zu werden. Insbesondere die Refinanzierungszusage des Guten Samariters, also das Defizit des Herbergsbetriebs zu kompensieren, wenn das für die Pflege zur Verfügung gestellte Geld nicht ausreichen sollte, hat erhebliche Konsequenzen: Das Zusammenspiel(!) der emotionalen Barmherzigkeit, der persönlichen Ersten Hilfe und der finanziellen Hilfe der Beauftragung des professionellen Herbergsbetriebs spielt eine wichtige Rolle.

■ Wir betrachten den Text

Die zweiteilige Rahmenhandlung stellt sich nach dem Münchner Neuen Testament (MNT) wie folgt dar:

- 25 *Und siehe, ein Gesetzeskundiger stand auf, ihn versuchend, sagend: Lehrer, was tuend werde ich ewiges Leben erben?*
- 26 *Der aber sprach zu ihm: Im Gesetz, was ist geschrieben? Wie liest du?*
- 27 *Der aber, antwortend, sprach: ›Du sollst lieben den Herrn, deinen Gott, aus deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft und mit deiner ganzen Einsicht, und deinen Nächsten wie dich selbst.‹*
- 28 *Er sprach aber zu ihm: Richtig antwortest du; dies tue, und du wirst leben.*
- 29 *Der aber, wollend sich rechtfertigen, sprach zu Jesus: Und wer ist mein Nächster?*

(... hier ist die Kernhandlung, Lukas 10, 30-35 eingefügt)

36 *Wer von diesen dreien dünkt dir, Nächster geworden zu sein des unter die Räuber Gefallenen?*

37 *Der aber sprach: Der getan hat das Erbarmen mit ihm. Es sprach aber zu ihm Jesus: Geh, und du tue gleicherweise!*

Die Rahmenhandlung handelt vom provozierenden Auftritt eines Schriftgelehrten gegenüber Jesus. Angesprochen ist der Leser selbst; er soll sich zudem mit dem Überfallenen (griechisch *ανθρωπος* – *anthropos* – „Mensch“) als zentraler Person der Kernhandlung identifizieren.

Die gestellte Frage nach dem Tun als der Grundlage der jenseitigen Glückseligkeit wird von Jesus mit einer rhetorischen Gegenfrage beantwortet, was denn dazu geschrieben stehe, und wie das wohl zu lesen sei? Der Schriftgelehrte gibt hierzu im Gegenzug die richtige Antwort – fordert aber weitere Auskünfte nach dem richtigen *Tun*, wie die Vorgabe operativ umzusetzen sei („Und wer ist mein Nächster?“).

Der Nächste (griechisch *πλησιον* – *plesion*) ist nach dem juristisch-sozialen Verständnis der damaligen Zeit einer der dem Gesetz treuen Bewohner Palästinas. Das Gesetz definiert die Zugehörigkeit zum jüdischen Volk und die Gemeinschaft.

Der Gang der Erzählung bringt es mit sich, dass der Schriftgelehrte zugeben muss, dass der Nächste ausgerechnet der Samariter ist – das Nicht-Gemeindemitglied. Es ist bemerkenswert, dass in der (Schlüssel-) Frage in Lukas 10, 36 nur nach drei(!) Personen gefragt wird – es war doch außer dem sicher als „Nächste“ nicht in Frage kommenden Verbrecher (griechisch *λησταις* – *lestais* – „Räuber“ oder „Mörder“) doch auch der Wirt (der *πανδοχους* [*pandocheus*] als



AUCH DAS GELD DES BARMHERZIGEN SAMARITERS IST EINE BASIS DER NACHHALTIGEN GEMEINWESENARBEIT

Eine Interpretation von Lukas 15, 25-37 aus ökonomischer Perspektive

23

THEORIE UND THEOLOGIE

Betriebswirt im πανδοχειον [pandocheon]) dabei. Dieser Umstand kann nur so interpretiert werden, dass die gewerblich tätige Wirtsperson lediglich als ein Erfüllungsgehilfe der (tätigen und finanziellen) Barmherzigkeit des Samariters anzusehen ist, aber ansonsten außen vor ist – das macht die Frage nach den „Dreien“ sehr deutlich.

Dieser Dialogschritt wiederum wird mit einer duplizierenden Aufforderung (griechisch πορευου και συ ποιει ομοιως – „und du tue [mache, bringe hervor] in gleicher Weise!“) ergänzt. Letztere Aufforderung richtet sich explizit an den Schriftgelehrten, aber implizit an die Leser der Rahmenhandlung.

■ **Der neutestamentliche Auftrag ist formuliert**

Einerseits wird so die Umwandlung einer abstrakten Vorschrift in eine konkrete Handlungsvorgabe bewältigt – das Gesetz geht aus dem Buch hinaus und kommt in der Welt an. Und andererseits wird die „Gemeinschaft“ völlig neu definiert. Der juristisch Gelehrte muss zugeben, dass der nicht-gesetzestreue Samariter der wahre Nächste des unglücklichen Überfallenen geworden(!) ist. „Es verdient Beachtung, dass das griechische γεγονεναι (gegonenai) wörtlich mit „geworden“ wohl besser übersetzt ist als mit dem „gewesen“ bei Luther.“

Das πλησιον γεγονεναι (plesion gegonenai) – „zum Nächsten geworden sein“ – ist im Original weitaus dynamischer als ein statisches „Nächster sein“, wie es die Lutherübersetzung ausdrückt. Dieses dynamische Element des „Werdens“ ist im Hinblick auf die Positionierung von Gemeinwesenarbeit nicht unwichtig.

Die Kernhandlung Lukas 10, 30-35 stellt sich nach dem MNT so dar:

30 Aufnehmend dies sprach Jesus: Ein Mensch stieg hinab von Jerusalem nach Jericho und fiel unter Räuber, die ausziehend ihn und ihm Schläge versetzend, weggingen, lassend ihn halbtot.

31 Durch Zufall aber stieg ein Priester hinab auf jenem Weg, und sehend ihn, ging er vorbei;

32 gleicherweise aber [war] auch ein Levit an den Ort kommend, und sehend ihn, ging er vorbei.

33 Ein Samariter aber, der unterwegs war, kam zu ihm, und sehend ihn, erbarmte er sich,

34 und hingehend verband er seine Wunden, darauf gießend Öl und Wein; ihn daraufsetzend aber auf das eigene Maultier, führte er ihn in eine Herberge und sorgte für ihn.

35 Und am Tag darauf, herausnehmend, gab er zwei Denare dem Herbergswirt und sprach: Sorge für ihn, und was immer du dazu aufwendest, ich werde es bei meinem Zurückkommen dir zurückgeben.

In der erzählerischen Abfolge ist der Überfallene ein Mensch (griechisch ανθρωπος – anthropos – Mensch) von dem nichts weiter bekannt ist, als dass er eben ein „Mensch“ in einer Notsituation ist, die zentrale und konstante Figur. Ohne Ansehen der notleidenden Person ist die Lokalität, die Gegenwart und unmittelbare Präsenz der Notlage entscheidend.

Es lassen sich im Text in Lukas 10 fünf direkt erzählte deskriptive Elemente des Handelns des Samariters erkennen: das erste Element ist eine gesinnungsethische Vorgabe, die anderen vier sind wirkungsethischer Natur:



AUCH DAS GELD DES BARMHERZIGEN SAMARITERS IST EINE BASIS DER NACHHALTIGEN GEMEINWESENARBEIT



Eine Interpretation von Lukas 15, 25-37 aus ökonomischer Perspektive

THEORIE UND THEOLOGIE

24

- a. Das Erbarmen
- b. Auf den Überfallenen zugehen – Verbinden und Behandeln
- c. Überlassung eigener Ressourcen an den Überfallenen – Begleittier
- d. Delegation der Pflege an den professionellen Wirt – Zahlung im Voraus
- e. Zusicherung der Refinanzierung der defizitären Pflege – Nachhaltigkeit

Nach einem Zeitaufwand des Samariters von circa einem Tag – erfolgt die Beauftragung („Sorge für ihn“) und Vorausbezahlung des Wirtes; es wird seitens des Samariters ein Budget von zwei Denaren zur Verfügung gestellt.

Die Erzählung mutet dem sich erbarmenden Samariter eben nicht(!) zu, beliebig viel Zeit mit der helfenden Pflege zu verbringen: Den nächsten Tag hat der Samariter wieder für sich, denn sein Abschied erfolgt bereits zum Tagesanbruch. Der Etat von zwei Denaren wird wohl als hinreichend zur Versorgung angenommen.

Dem überfallenen Hilfsbedürftigen soll mit Auslaufen der Vorfinanzierung von zwei Denaren die eventuell nötige weitere Hilfe nicht versagt werden – er soll nicht von der Herberge wieder nach Hause geschickt werden. Der Samariter sagt eine Refinanzierung der weiteren Auslagen des Pflegebetriebs zu. Der Wirt muss darauf vertrauen, dass der Samariter seine Refinanzierungszusage auch einhält.

Unter welchen Umständen und wann eine Refinanzierung erfolgen muss, kann der Wirt jetzt nicht wissen; er trägt mithin ein gewisses wirtschaftliches (Kredit-) Risiko. Der Samariter stellt aber keinen Blanko-Scheck aus! Letzteren hätte der Wirt wohl kaum kreditiert. Wir können annehmen, dass ein zu refinanzierender Mehraufwand eher die Aus-

nahme darstellen sollte, dass das damit verbundene monetäre (Kredit-) Risiko für den Wirt mithin wohl vertretbar ist. Nichtsdestoweniger stellt der Samariter ein weiteres finanzielles Einstehen für den Notfall verbindlich und glaubhaft in Aussicht.

Die Zusage scheint zunächst – vom Geldbetrag her – unbegrenzt zu sein („und was immer du dazu aufwendest, ich werde [es] bei meinem Zurückkommen dir zurückgeben“). Bedeutet die geschilderte Refinanzierungszusage des Samariters etwa, dass alle(!) Defizite sozialer Diensten durch die (kirchlichen) Träger in beliebiger monetärer Höhe zu refinanzieren sind? Ein abgeleitetes Gebot der „beliebigen Refinanzierung“ wäre aber ein weltfremdes und betriebswirtschaftlich sehr unbrauchbares Ergebnis. Es ist umgekehrt: Je nach Ausmaß der (finanziellen) Hilfe definiert sich das Ausmaß der sich bildenden Gemeinschaft mit den Nächsten.

- **Die Samariter-Erzählung positioniert die tätige Hilfe gesellschaftlich:
Nicht die Gemeinde definiert den Nächsten, sondern der Nächste definiert die Gemeinde**

Die Neutralität des Überfallenen spiegelt sich darin wieder, dass alle möglichen Personen vom Angebot der Gemeinwesenarbeit angesprochen werden. Entscheidend ist nicht, welche Person von der Notlage betroffen ist, sondern dass die Notlage in unserer Gegenwart, lokal und präsent („zwischen Jerusalem und Jericho“) ist.

Ein (kirchlicher) sozialer Dienst kann einen ganz wesentlichen Beitrag für die soziale Heimat (der Gemeindeglieder) leisten. Es werden dahingehend auch die Grenzen der Kerngemeinde überwunden, indem



AUCH DAS GELD DES BARMHERZIGEN SAMARITERS IST EINE BASIS DER NACHHALTIGEN GEMEINWESENARBEIT

Eine Interpretation von Lukas 15, 25-37 aus ökonomischer Perspektive

25

THEORIE UND THEOLOGIE

Menschen angesprochen und einbezogen werden, welche durch die reine, verborgene, rituelle Zeremonie im Kirchengebäude niemals einen Zugang zu einem kirchlichen Grundkonsens gefunden hätten. Eine Gemeinwesenarbeit fördert die Bindung der Menschen zur Kirche, die Akzeptanz kirchlicher Arbeit und kirchlicher Angebote. Das Maß der gegenseitigen Hilfe definiert das Ausmaß der durch sie gebildeten Gemeinschaft. Nach Lukas 10 ist man nicht ein Nächster per definitionem, sondern Nächster wird(!) man durch tätige barmherzige Hilfe. Es wird über das dynamische „Nächster werden“ der Weg aus der traditionellen geschlossenen Gemeinschaft hinaus in eine Offene Gemeinschaft gewiesen.

■ **Das integrative und ökumenische Potenzial sozialer Dienste**

Die Verbindung von Rahmen- und Kernhandlung in Lukas 10 zeigt, dass tätige Hilfe am Mitmenschen ein gemeinschaftsstiftendes Element mit enormen Potenzial ist: Das „Tu dasselbe“ bildet quasi die „Konstruktionsformel“ der – eben nicht nur religiösen – sozialen Gemeinschaft; das geht über die abstrakten religiösen Glaubensgebote klar hinaus. Die offiziellen Vertreter der Gesellschaft – in Lukas 10 sind dies der Priester und der Tempeldiener – spielen keine sinnvolle Rolle, sie helfen nicht und nutzen niemanden.

Eine zentrale Botschaft aus Lukas 10 kann abschließend so formuliert werden: Nicht die formal-juristische Gesellschaft definiert den Nächsten, sondern umgekehrt stiftet und schafft das „Nächstenwerden“ – eben die caritativ-diakonische Handlung und Gemeinwesenarbeit – die Gemeinschaft.

Zum Weiterlesen:

Hofmann, Georg Rainer: Zur sozio-ökonomischen Positionierung von Sozialstationen in kirchlicher Trägerschaft. Konsequenzen für Unternehmensführung und -ethik aus der Refinanzierungszusage nach Lukas 10, 25-37, Aschaffenburg 2016

König, Fabian und Hofmann, Georg Rainer: Die „Kostenstellen der Barmherzigkeit“ – Caritative Dienstleistung im Spannungsfeld von Nachhaltigkeit, Professionalität und Finanzierbarkeit, Herausgeber: Caritasverband für die Diözese Würzburg e.V., Lambertus-Verlag, Freiburg, 2017

GEORG RAINER HOFMANN

Dr.-Ing., ist Professor und Direktor des Information Management Instituts (IMI) und vertritt das Lehrgebiet „Unternehmensführung und Datenverarbeitung“ an der Hochschule in Aschaffenburg, Fakultät Wirtschaft und Recht. Aus Fragestellungen der Strategie und Politik der Unternehmen heraus verfolgt er einen kritisch-rationalen Diskurs der Wirtschafts- und Unternehmensethik, sowie metaethischer Aspekte; er hat verschiedene Beiträge zu „Theologie und Ökonomie“ verfasst.



NÄCHSTE WIDER WILLEN



Eine Wohngegend kann man sich womöglich aussuchen, Nachbarn höchstens ausnahmsweise. Von daher stellt sich die Frage nicht, ob man am Klingelschild nebenan lieber „Boateng“, „Gauland“ oder „Meier“ lesen möchte.

Nachbarschaft ist immer ein Verhältnis auf Gegenseitigkeit und gerade bei hoher Fluktuation eine starke soziale Herausforderung für alle. So lange die Bewohnerinnen ihre Miete zahlen und nicht eklatant gegen die Hausordnung verstoßen, dürfen sie nebenan wohnen. Und sie müssen auch umgekehrt damit leben, dass ich hier wohne.

Man kann auch sagen: Nachbarschaft ist ein ernstes Bewährungsfeld für die Nächstenliebe, denn die Nachbarn sind Nächste, ohne einander nahe zu stehen, sehr eigenartige Menschen aus ganz unterschiedlichen Kulturen. Es gibt die Übergriffigen und Aufdringlichen, die Schweigsamen und die Netten und alle haben ihre eigene Lautstärke, ihre eigenen Gerüche und Gewohnheiten.

Nachbarschaftsstreitigkeiten entzünden sich oft daran, dass eine Komfortzone verletzt wurde. In einem Mietshaus braucht es dazu nicht viel, und selbst unter Eigenheimbesitzern genügen unter Umständen ein paar überhängende Zweige, um über Jahre Unfrieden zu haben. Nicht wenige ältere Menschen tun sich obendrein schwer damit, die Veränderungen in der Nachbarschaft zu bewältigen. Sie verlieren ihre Kontakte und fühlen sich nach und nach entfremdet.

Das Unvermeidliche der Nachbarschaft hinzunehmen, setzt voraus, die Nächsten als Mitmenschen wahrzunehmen, die ebenso

wie man selbst ohne Wenn und Aber ein Recht auf Anwesenheit haben, auch wenn man sich gegenseitig nicht unbedingt sympathisch findet.

Schwerer wird es mit dem nächsten Schritt: Ich erlaube mir kein Urteil über die Nachbarn, denn es kann völlig verkehrt sein, es zementiert außerdem meine Einstellung und blockiert den Kontakt. Den Stempel, den ich dem Flurnachbarn verpasst habe, wird er kaum jemals wieder los und ins Gespräch kommen wir dadurch auch nicht.

Am schwierigsten ist der dritte und wichtigste Schritt. Es gilt, aus dem passiven Erleiden der Nachbarschaft herauszukommen, denn Nachbarschaft funktioniert nur im aktiven Miteinander. Gelingende Nachbarschaft gibt es nicht ohne soziale Interaktion. Und da hat man als Nachbarin und Nachbar selbst eine Hol- und Bringschuld, sprich: Man muss den ersten Schritt tun, aufeinander zugehen, reden, sich die Fremden vertrauter machen – auch wenn das mehr als nur einen Anlauf kostet.

Die kleinste Übereinkunft in der allseitigen Teilhabe an der Nachbarschaft ist die Verständigung auf die negative Fassung der Goldenen Regel: „Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu.“ Schutzsphären der Nachbarn und Nachbarinnen können damit ausgehandelt werden. Das ist mitunter schon viel, aber es reicht natürlich nicht.



NÄCHSTE WIDER WILLEN

27

THEORIE UND THEOLOGIE

Die Jesus-Fassung der Goldenen Regel lautet: „Alles, was du willst, dass es die Leute dir tun, das tu ihnen auch.“ Hier geht es um den Mehrwert der Nachbarschaft: Tüten hochtragen, auf die Kinder aufpassen, den Rollläden des älteren Herrn im Auge behalten, ein Schwätzchen halten, schauen, dass noch alle da sind, Neue umgehend in die Gepflogenheiten mit hineinnehmen. Das ist eine eigene Art der Sozialversicherung: Man hilft und achtet aufeinander, wie man es vermag, schließlich kann man nie wissen, wozu man die anderen noch einmal brauchen wird. Dann klappt's auch mit Boateng, Gauland und Meier.

(zuerst veröffentlicht in: Evangelisches Frankfurt 4/2016)

WILFRIED STELLER

Wilfried Steller (63) ist Gemeindepfarrer in Frankfurt-Fechenheim und nebenamtlich als theologischer Redakteur für die Mitgliederzeitschrift „Evangelisches Frankfurt“ sowie im Religionsunterricht in der gymnasialen Oberstufe an der Frankfurter Schillerschule tätig.



© Rolf Oeser

SOZIAL & NACHHALTIG. EINE ANDERE FORM DES KAPITALS



Die Entwicklung von Sozialkapital in Crewe (Großbritannien)

THEORIE UND THEOLOGIE

28

Anhand meiner Arbeitserfahrung in Crewe werde ich den soziologischen Begriff „Social Capital“ erklären, der im Deutschen mit „Sozialen Kapital“ oder „Sozialkapital“ übersetzt wird.

Sozialkapital bezeichnet die Bindungen und Beziehungen, die zwischen einzelnen Menschen und verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen bestehen. Wo Menschen zueinander in Beziehung treten – in der Familie, mit Freund*innen, in Netzwerken, Vereinen oder durch gemeinsame Ideale – dort entsteht Sozialkapital.¹

Meine Reflektion stützt sich hauptsächlich auf die Arbeit des amerikanischen Soziologen Robert D. Putnam.²

■ Aufstieg und Niedergang einer nordenglischen Industriestadt

Crewe liegt etwa 45 km süd-/südwestlich von Manchester und entstand im 19. Jahrhundert aus einem Eisenbahnknotenpunkt. Durch die Ansiedlung von Rolls-Royce Bentley in den 1920er-Jahren wurde Crewe zusätzlich zu einem der Zentren der britischen



Cheshire East (Kreisfreie Kommune), zu der die Stadt Crewe gehört

Automobilindustrie. Die Arbeit im Fahrzeugbau setzte hohe handwerkliche Fähigkeiten und ein hohes Maß von Kooperationen zwischen Menschen, die in den unterschiedlichen Arbeitsvorgängen und in unterschiedlichen Berufsgruppen in den Werkstätten beschäftigt waren, voraus.

Die Beziehung von Sachkapital, Humankapital und Sozialkapital

„So wie ein Schraubenzieher Sachkapital (oder materielles Kapital) oder eine Berufsausbildung (Humankapital) die individuelle sowie gemeinschaftliche Produktivität erhöht, erhöhen auch soziale Kontakte zwischen Menschen die Effektivität von Individuen und Gruppen. Während sich Sachkapital auf materielle Objekte und Humankapital auf Fähigkeiten von Menschen bezieht, so bezieht sich Soziales Kapital oder Sozialkapital auf die Verbindungen zwischen Menschen, auf Netzwerke die auf Gegenseitigkeit und Vertrauen aufbauen“³

Das Ergebnis dieser Netzwerkarbeit war die Gründung gemeinnütziger Vereine und öffentlicher Institutionen. Crewe war eine nordenglische Industriestadt, deren meist weiße männliche Arbeiterschaft eine verschworene Gemeinschaft bildete, die sich über ihre handwerkliche Tätigkeit definierte. Die Reformen des Bildungswesens in den

¹ Definition des Ministeriums für ein lebenswertes Österreich, Wien, at 2017 auf der Webseite: https://www.bmlfuw.gv.at/umwelt/nachhaltigkeit/green_economy/sozialkapital/Sozialkapital.html

² Putnam, Robert D., *Bowling Alone, The Collapse and Revival of American Community*, New York, NY, USA 2001 Putnam, Robert D., *Better Together, Restoring the American Community*, New York, NY, USA 2003

³ Putnam 2001, P.19

SOZIAL & NACHHALTIG. EINE ANDERE FORM DES KAPITALS

Die Entwicklung von Sozialkapital in Crewe (Großbritannien)

29

THEORIE UND THEOLOGIE

1960er Jahren ermöglichten vielen Arbeiterkindern als erster Generation aus ihren Familien ein Hochschulstudium. Gleichzeitig begannen sich feste Bindungen langsam zu lockern. Workingmen Clubs konnten nicht mit dem Fernsehen konkurrieren und einige Kirchengemeinden fusionierten.

Die Ausgliederung, Rationalisierung und Privatisierung der Schienenfahrzeugindustrie, führten ab 1969 zu einem dramatischen Abbau der qualifizierten Arbeiterschaft von 20.000 auf weniger als 1.000 Personen in 2005. Industrielles Brachland wurde durch Einkaufszentren und Lagerhäuser ersetzt, in denen unqualifizierte Arbeiter*innen beschäftigt wurden. Gleichzeitig wurden die Eingangsvoraussetzungen bei Bentley erhöht, sodass einige Söhne nicht mehr ihren Vätern in eine Lebensanstellung folgen konnten. Das Stadtviertel (West End) rund um die Schienenfahrzeugwerke und die Autofabrik wurden zu sozialen Brennpunkten, deren Bewohner*innen sich immer mehr aus dem gesellschaftlichen Leben und dem Arbeitsmarkt zurückzogen.

■ **Bildung von Sozialkapital durch Menschen in der zweiten Lebenshälfte**

2001 stellte mich deshalb die Grafschaft Cheshire in der Gemeinwesenentwicklung als Community Development Officer mit der Aufgabe ein, diesem Trend entgegen zu wirken. Seit 2005 wurde die Arbeit mit Menschen in der zweiten Lebenshälfte meine Aufgabe, da meine Kolleg*innen sich weigerten, mit älteren Menschen zu arbeiten. Für diese konnte ich fünf aktive Senior*innen gewinnen um das „Crewe & Nantwich Seniors Forum“ zu gründen:

- Adrian, ein pensionierter Polizeiinspektor, der seit einem Sportunfall auf einen Rollstuhl angewiesen ist
- Margaret, die einen traditionellen Fish & Chips Shop im West End betrieb
- Margarets Ehemann John, ein pensionierter Meister von Rolls-Royce Bentley
- Lol, ein ehemaliger Mechaniker, der früher Lokomotiven gebaut hat, und
- John T. ein pensionierter Rittergutsverwalter, der nach einem Autounfall ebenfalls einen Rollstuhl benutzt (im Bild nicht zu sehen)



Drei Projekte des Forums stelle ich exemplarisch vor:

■ **Active Lunch Club**

Das erste Projekt war ein aktiver Mittagstisch (Active Lunch Club). In Lunchclubs, werden üblicherweise Senior*innen von Freiwilligen mit einer Suppe und Sandwiches zum Selbstkostenpreis verköstigt. Da die aktiven Senior*innen und ihre Freunde jedoch lieber selber kochen wollten, wurde der Active Lunch Club konzipiert.

Die Mitglieder treffen sich alle 14 Tage in einem Community Centre (Bürgerhaus), um das Menü festzulegen. Kochbücher werden



SOZIAL & NACHHALTIG. EINE ANDERE FORM DES KAPITALS

Die Entwicklung von Sozialkapital in Crewe (Großbritannien)



THEORIE UND THEOLOGIE

30

gewälzt, um mehr Abwechslung und auch mal was Neues in den Speiseplan zu integrieren. Die Einkaufsliste wird geschrieben und das Kulturprogramm geplant. Denn die darauf folgende Woche gibt es eine köstliche Mahlzeit mit kulturellen Häppchen. Es gibt genug Hobbies und Berufs- und Lebenserfahrung in der Gruppe, um den Kulturteil zu gestalten. Alles gemäß dem Wahlspruch: „Seniors can do it for themselves“.

Ein immer wiederkehrendes Thema war die Heimat- und Regionalgeschichte. Obwohl die Mitglieder der verschworenen Gemeinschaft im West End von Crewe nachtrauerten, reflektierten sie auch deren Enge und die negative Seite der sozialen Kontrolle, der sie als Jugendliche besonders ausgesetzt waren. Wer nicht in das Rollenbild der englischen Arbeiterklasse passte, dem blieb nur übrig, nach Manchester oder Liverpool zu ziehen. Ein „coming out“ als schwul war undenkbar und ausländische Mitbürger kamen erst mit der Übernahme von Rolls-Royce Bentley durch Volkswagen in die Stadt.

Gebrauch und Missbrauch von Sozialkapital

Meist definiert sich die eigene Gruppe in der Abgrenzung zu anderen Gruppen. „Soziales Kapital kann, genau wie jede andere Form des Kapitals, für schädliche, asoziale Zwecke genutzt werden.“⁴

Obwohl das Forum aus aktiven Senior*innen besteht, kommen die Mitglieder aus den unterschiedlichsten Berufen, Kirchen und politischen Traditionen. Das Forum schließt die kleine Nachbarstadt Nantwich sowie die umliegenden Dörfer, Flecken und Einzelgehöfte mit ein.

■ **Slowcooker / Crock-Pot Projekt**

Nachdem der Active Lunch Club fest etabliert war, folgte das Slowcooker Projekt als zweites Projekt des Forums. Vereinzelt wurde mir gesagt, dass einige Gruppenmitglieder nicht jeden Tag eine warme Mahlzeit essen würden. Daraufhin beschloss das Forum eine Befragung durchzuführen. Jedes Gruppenmitglied befragte Familie, Freunde und Nachbarn in den Über-55-Generationen, ob das auch bei ihnen der Fall sei und warum.



Abb. Slowcooker; ©c.nießen

Das Ergebnis war, dass dies nicht vereinzelte Fälle waren und als Gründe wurden Schwierigkeiten mit der Essenzubereitung aber auch zu hohe Lebensmittelpreise genannt. Margaret als ehemalige Besitzerin



Damit eine Gemeinschaft lebendig und entwicklungsfähig bleibt, braucht sie sowohl die Geborgenheit unter Gleichgesinnten (*bonding*), als auch die Offenheit gegenüber anderen Menschen, sozialen Gefügen und Werten (*bridging*). Die beiden Aspekte der »vertrauensvollen Bindung« und der Bereitschaft für den »Dialog mit dem Anderen« sollten in einer Balance stehen.⁵

⁴ Putnam 2001, P.22

⁵ Sozialkapital, Das Leben im Netz sozialer Beziehungen, Bundesministerium für Unterricht und Kunst (bm:uk), Wien, at. oJ, S.3

SOZIAL & NACHHALTIG.

EINE ANDERE FORM DES KAPITALS

Die Entwicklung von Sozialkapital in Crewe (Großbritannien)

31

THEORIE UND THEOLOGIE

des Fish & Chips Shops wusste, dass Slowcooker oder Crock-Pots (Kochkisten) nach dem Krieg „envouge“ waren. In Ihnen konnte man Fleisch, Gemüse und Kartoffeln in 8 Stunden auf niedrigster Temperatur zu einem Kasserollen-Gericht kochen.

Das Konzept war, Slowcooker wie auf einer Tupperware Party® vorzuführen, und Essensproben anzubieten. Zum Abschluss der Party wurde jedem Gast ein kleiner Slowcooker, der durch Fördermittel finanziert wurde, kostenlos ausgehändigt. Zur Finanzierung wurden das Nationale Gesundheitswesen, die Wohnungsbaugesellschaften, das Sozialamt und die Feuerwehr gewonnen.

Das gesamte Projekt wurde von Senioren für Senioren vom Förderantrag bis zur Buchung einer Slowcooker Party selbstorganisiert. Dies war nur möglich, weil die 55-Plus-Generationen, unterschiedlichste Fähigkeiten in sich selbst haben.

Sozialkapital schafft Humankapital

Das Slowcooker Projekt zeigt, wie durch kreativen Einsatz von bindenden und brückenbauenden Sozialkapital, Humankapital wachsen kann, denn Männer die bislang kaum hauswirtschaftlich aktiv waren, bereiteten gerne die Partygerichte mit vor.

■ **Kunstgewerbeausstellung zum Thema Ökologie und Recycling**

Nachdem das Slowcooker Projekt gut angelaufen war, äußerten einige Mitglieder den Wunsch mit anderen Generationen zusammenzuarbeiten. Deshalb initiierte das Forum 2011 in Zusammenarbeit mit der Stadtbibliothek eine Kunstgewerbeausstellung für alle Generationen zum Thema Ökologie und

Recycling. Die Beziehung, die zwischen dem Forum und verschiedenen Grundschulen zur Vorbereitung der Kunstgewerbeausstellung aufgebaut wurde, führte dazu, dass einige Mitglieder die Schulen besuchen, um mit den Kindern gemeinsam zu stricken.

■ **Die Über-55 Generationen lassen sich nicht abwickeln oder Sozialkapital widersteht „Regime Change“**

Bei den Unterhauswahlen 2010 wurde die Konservative stärkste Partei und die neue Regierung kürzte den Kommunen ihre Steu-erzuwendungen, sodass das Community Development aufgelöst und meine Stelle abgewickelt wurde.

Der erste Preis der Kunstgewerbeausstellung



Der Stand des Forums bei einem Nachbarschaftsfest



SOZIAL & NACHHALTIG. EINE ANDERE FORM DES KAPITALS



Die Entwicklung von Sozialkapital in Crewe (Großbritannien)

THEORIE UND THEOLOGIE

32

Meine Rolle hatte ich schon vorher weiterentwickelt: Von einem Mitarbeitenden der Grafschaft, der das Forum als Koordinator für Menschen in der zweiten Lebenshälfte verwaltet, in Zusammenarbeit mit den Mitgliedern zu der eines Ermöglichers und Unterstützers. Das Forum existiert bis heute weiter und musste für einige Aktivitäten eine Warteliste anlegen.

Obwohl es meine Aufgabe war, älteren Menschen in der Entwicklung selbstbestimmter Projekte zu unterstützen, wuchs diese Form des Kapitals. Auch Putnam beobachtet:

*„dass, Sozialkapital nicht um seiner selbst willen entwickelt wird, sondern als Nebenprodukt“.*⁶

Robert David Putnam ist Soziologe, Politikwissenschaftler und Professor an der Harvard University. In seinen Arbeiten beschäftigt sich Putnam insbesondere mit den Themen Soziales Vertrauen, Zivilgesellschaft und Sozialkapital.

⁶ Putnam 2003, P.10

ANDREAS WIESNER

Der Autor hat nach seinem Pädagogik- und Theologiestudium in Großbritannien 25 Jahre lang in Community Development/Gemeinwesenarbeit, Mediation und mit Menschen in der Zweiten Lebenshälfte gearbeitet. Gleichzeitig hat er über die sozialhistorische-feministische Methode der Bibellexegese an der Universität Sheffield geforscht. Zurzeit arbeitet er als Pädagogischer Fachreferent der Fachstelle Zweite Lebenshälfte im Referat Erwachsenenbildung der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck.



JUGEND IM QUARTIER



Jugendarbeit soll sich an den Bedürfnissen und Bedarfen von Kindern und Jugendlichen orientieren. Aber um die Bedarfe für die Angebotsentwicklung angemessen zu berücksichtigen, muss sie die Lebenswelt und den Sozialraum ihrer (potenziellen) Besuchergruppen kennen.

Sozialraum orientierte evangelische Kinder- und Jugendarbeit entwickelt ihre Schwerpunkte – neben der Grundaufgabe Bezeugung des Evangeliums – aus einer Lebensweltanalyse heraus, sie richtet sich an den Bedürfnisse und Bedarfen in den Sozialräumen aus. Der Kern einer sozialräumlichen Konzeption der Jugendarbeit liegt in der Theorie der sozialräumlichen Aneignung. Sie geht davon aus, dass Menschen durch die Aneignung ihrer Umwelt lernen. Umwelt ist dabei als gesellschaftlich geschaffene „Welt“ zu verstehen, die sich den Menschen darbietet und in der er sich bewegt. In die Herstellung der Umwelt fließen Tätigkeiten, Handlungen, Ideen und Bedingungen usw. ein, aber sie beschränkt sich nicht nur auf Gegenstände wie Gebäude, Plätze, Gebrauchsgegenstände aller Art, sondern genauso auf die Kommunikationsformen, die Sprache, die Geselligkeitsformen im Allgemeinen, die Art zu denken und zu handeln.

Diese gesellschaftlich geprägte Umwelt vermittelt sich den Menschen über die sozialen Räume – über die Menschen, die Orte, die Institutionen wie auch die Kirche, die sich miteinander in Beziehung setzen. In den sozialen Räumen stecken dabei ganz unterschiedliche Möglichkeiten zu Handlungen, die sich Jugendliche aneignen können. Sie „erobern“ quasi ihren Sozialraum, indem sie sich die Handlungsoptionen erschließen, die in den Räumen stecken. Dabei sind diese Optionen nicht eindeutig, sondern können für Jugendliche ganz anders aussehen

als für Erwachsene. Die Tunnelunterführung kann zum Skaterplatz oder zur Selbstdarstellung durch „Graffiti“ umfunktioniert werden, die Bushaltestelle wird zum Cliquentreff, der Park wird zur informellen Fußballschule oder zum Umschlagplatz für illegale Drogen. All dies sind Möglichkeiten in den Räumen, die sich Jugendliche aneignen können oder auch nicht. Sie könnten aber auch abgehalten werden, weil z.B. die Polizei die Dealerszene im Park vertreibt und unter Kontrolle hält oder das Wasserhäuschen wird von allen Erwachsenen und den Jugendarbeiter*innen als asozial denunziert, sodass sich Jugendliche eben nicht dort treffen und sich damit ein Cliquentreff erst gar nicht entwickelt.

Bei der Aneignung von Räumen geht es also um Lernprozesse. Kinder und Jugendliche erweitern auf diese Weise ihren sozialräumlichen Tätigkeitsradius wie auch ihre Handlungsoptionen, was bedeutet, dass sie Kompetenzen entwickeln, um in ihrer Umwelt bzw. der Gesellschaft überhaupt tätig sein zu können. Den sozialräumlichen Blick zu wählen bedeutet in eine „Forscher-Haltung“ zu schlüpfen und die Umfeldbedingungen, die sozialräumlichen Verhältnisse und die Lebenswelt der Kinder- und Jugendlichen mit neuen Augen zu sehen.

Sozialräumlich orientierte Kinder- und Jugendarbeit verlässt die häufig vorkommende „Komm“-Struktur und unterscheidet sich durch folgende Aspekte:

Sozialräumliche Kinder- und Jugendarbeit...

- „... versteht Sozialräume auch als subjektive Aneignungs- und Bildungsräume,
- ... gewinnt ihre konkreten (und sich verändernden!) Ziele aus einer qualitativen Sozialraum-Lebensweltanalyse.



JUGEND IM QUARTIER

34

THEORIE UND THEOLOGIE

- ... versteht sich als Unterstützung von Kindern und Jugendlichen und deren Bildung im sozialen Raum und stellt dazu Aneignungs- und Bildungsmöglichkeiten zur Verfügung.
- ... besitzt die Kompetenzen einer Expertin für die Belange von Kindern und Jugendlichen im öffentlichen Raum, fördert Vernetzung und nimmt sozialpolitisches Mandat wahr!
- ... ist aufgrund ihres Profils ein geschätzter Kooperationspartner von Gemeinwesenarbeit, Schule ...“

Aufgrund dieser sozialräumlichen Orientierung, also bezogen auf die jeweiligen Bedarfe und Strukturen in den Stadtteilen, Regionen oder Dörfern ist die Ausdifferenzierung von Kinder- und Jugendarbeit groß. Die Evangelische Jugend ist bunt und vielfältig.

Die Dimension einer sozialräumlichen Kinder- und Jugendarbeit muss erarbeitet werden. Man benötigt als Expertin für die Lebenswelten und Sozialräume von Kinder und Jugendlichen sozialräumliche Kompetenzen, die nur über die Anwendung eines Methodenrepertoires erreicht werden.

Die Durchführung der Methoden findet im Rahmen und mit den Möglichkeiten der Kinder- und Jugendarbeit statt. Sie werden eingesetzt, um die Vorgänge im Stadtteil im Dorf in strukturierter und kontinuierlicher Form wahrzunehmen und zu dokumentieren. Was die Kinder und Jugendlichen dabei selbst artikulieren, hat dabei besonderes

Gewicht. Sozialraum orientierte Kinder- und Jugendarbeit heißt Beteiligung von Kinder- und Jugendlichen. Sie werden als die Experten*innen ihrer eigenen Sozialräume und Lebenswelten angesprochen.

Methoden sind die Stadtteilbegehung mit Kinder- und Jugendlichen, die Nadelmethode, die Sozialraumanalyse via Facebook und anderen sozialen Netzwerken, die Fremdbilderkundung, das Zeitbudget, die subjektive Landkarte, die Autofotografie, das Cliquenraster etc.

Der analytische Blick – mit der Perspektive des sozialräumlichen Verstehens – muss gekennzeichnet sein durch den Versuch des Verstehens jugendlicher Aneignungsformen, als auch durch das Wissen über gesellschaftliche Raumbestimmtheiten, die das Verhalten Jugendlicher beeinflussen.

Es geht aber immer auch darum den Sozialraum insgesamt, von dem die Kinder- und Jugendarbeit ein Teil ist, zu sehen und Zusammenhänge zwischen den verschiedensten Akteur*innen herzustellen, um so auch die Aneignungsmöglichkeiten der Kinder und Jugendlichen zu erweitern.

Der „sozialräumliche Blick“, wie er zunächst in der Jugendarbeit entwickelt wurde, ist inzwischen auch in anderen Handlungsfeldern anzutreffen und eröffnet so neue professionelle Handlungsmöglichkeiten.



ELKE HARTMANN

*Diakonin, Dipl. Religionspädagogin und Dipl. Sozialpädagogin.
Seit 1996 Leiterin des Referats Kinder- und Jugendarbeit im Dezernat
Bildung, Landeskirchenamt Kassel.*

VON NACHBARSCHAFTEN, KIRCHENGEMEINDEN UND SOZIALRÄUMEN



■ *Ein Blick über den Zaun, oder: Nachbarschaften für inklusive Gemeinwesen*

Jeder Mensch ist verortet in einem Raum, in einem unmittelbaren Wohn-, Lebens-, Freizeit- und Bewegungsraum. Die meisten Menschen bringen den überwiegenden Teil ihres Lebens in einem regionalen, lokalen Nahraum zu. Insbesondere trifft dieses für Menschengruppen mit eingeschränkter Mobilität zu, z.B. Kinder und ihre Eltern, ältere Menschen, behinderte, kranke, ärmere oder arbeitslose Menschen.

Ob Dorf, Stadt, ob Hochhaus, Einfamilienreihenhaus, ob Innenstadt mit Geschäften, oder dörflicher Raum mit schwindender Infrastruktur: die physische, bauliche Beschaffenheit des lokalen Nahraums hat massiven Einfluss auf die Lebensqualität. Eine weitere entscheidende Wirkgröße auf Lebensqualität und Lebenschancen ist die soziale Beschaffenheit des lokalen Raums, oder anders ausgedrückt: das Gewebe des Sozialraums. Dieses Gewebe wird geprägt von den vor Ort lebenden Menschen, von den Nachbarschaften, den Trefforten, den Einrichtungen für die unterschiedlichen Lebensalter, Kommunikationsräumen und Versorgungsstrukturen.

Die Nachbarschaft im Sozialraum ist neben, sogar meist vor der Familie und dem Arbeitsplatz, der Rahmen der häufigsten Begegnungen und Erfahrungen. Der Nachbarschaft kann man / frau sich kaum entziehen. Und selten ist der Einfluss auf die Wahl der unmittelbaren und entfernteren Nachbarschaften gegeben.

Nachbarschaften sind ebenso wichtig wie vielfältig. Sie implizieren Bewegung und Veränderung einerseits, Stabilität und Bleiben des andererseits. Sie können unterstützen,

Sicherheit und Zugehörigkeit geben. Sie können aber auch belasten, verunsichern und einengen. Zudem produzieren unterschiedliche Lebensalter und -phasen, sowie verschiedene Familientraditionen und Kulturen widersprüchliche Erwartungen, Bedürfnisse und Hoffnungen an den Sozialraum und an seine Nachbarschaften.

Zu bewältigende materielle und soziale Anforderungen bringen ferner eigene Formen des Miteinanderlebens, des nachbarschaftlichen Mit- und Nebeneinanders hervor. Umso höhere Anforderungen an die individuelle Lebensgestaltung und Lebensbewältigung gestellt werden und je mehr Anpassungs- und Integrationsleistungen von Nachbarschaftssystemen zu erfüllen sind, umso bedeutungsvoller wird genau dieses Nachbarschaftssystem.

Wir müssen diese Vielfalt, auch die Widersprüche und unterschiedlichen Bedürfnisse an Sozialraum und Nachbarschaften erfassen und anerkennen. Aus diesen wiederum sollten sich die Notwendigkeiten für altersgerechte und lebenslagenbezogene Infrastrukturen, bedarfsbezogene Sozialplanung und eine soziale Stadt- bzw. Gemeindeentwicklung ergeben.

Denn wenn gute Lebens- und Wohnqualitäten, gesunde und angemessene Lebensverhältnisse gegeben sind, entstehen positive Voraussetzungen für solidarisches und demokratisches Mitgestalten in und für Nachbarschaften – auch mit und für entferntere. Nachbarschaften sind seit Jahren in aller Munde, ob fachlich oder politisch, ob im Rahmen von freiwilligem Engagement, von Förderprogrammen, Problembeschreibungen, als Hoffnungsträger oder Lösungsaussicht. Alle Mäuler konstatieren neben



VON NACHBARSCHAFTEN, KIRCHENGEMEINDEN UND SOZIALRÄUMEN

36

THEORIE UND THEOLOGIE

spezifischen Kontextdarstellungen die hohe Bedeutung und den großen Wert dieser für die Gesellschaft das Gemeinwohl und den gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Der Arzt und Philosoph, Prof. Dr. Dr. Klaus Dörner, bezeichnet in seinem Buch „Leben und sterben, wo ich hingehöre“ die Nachbarschaft als dritter Sozialraum, als helfende solidarisch handelnde Institution zwischen Familie (erster Sozialraum / Privatraum) und Kommune (zweiter Sozialraum / öffentlicher Raum / Gesellschaftsraum). Unabhängig von der Wahl der Begrifflichkeit wird im Buch die starke Ressource Nachbarschaft im Kontext von Hilfesystembetrachtung deutlich und mit ihr die Wichtigkeit der Unterstützung dieser.

Dörner verweist in dem o.g. Buch auf den Soziologen und Philosophen Prof. Dr. Helmut Plessner, der zwischen dem Privatraum und der Gesellschaft den Wir-Raum sieht. Wobei der Wir-Raum als begreifbarer und erfahrbare Begegnungsraum zwischen dem konkreten und erkennbaren Anderen (dem Nachbarn, der Nachbarin) und dem verallgemeinerten Anderen (weit entfernt und Nicht-Wir-Raum) unterscheidet.

Eine Beschreibung, die in der praktischen Erfahrung häufig Äußerungen wie zum Beispiel „... das sind ja auch unsere Flüchtlinge, das ist doch was anderes...“ oder „... Wir sind doch alles Arheilger und schaffen das...“ nahelegt. Es geht dabei um das Naheliegende, das fassbare Nachbarschaftliche mit dem man/frau verbunden ist und solidarisch sein kann. Eine Kenntnis, die gerade hinsichtlich der Bemühungen und Organisationen interkultureller und intergenerativer Planungen und Strategien für z.B. Beteiligungsvorhaben, Akzeptanz, Toleranz, Demokratie, Solidarität und bedarfsgerechter Entwicklungen wesentlich ist.

■ *Die Kirchengemeinde als Mitgestalterin des Sozialraums und Nachhaltigkeitsakteurin*

Um noch kurz bei Klaus Dörner zu bleiben, er definiert einen vierten Sozialraum, die Kirchengemeinde. Und er sieht die Kirchengemeinde vor dem Hintergrund des gemeinsamen christlichen Hilfehandelns von Kirche und organisierter Diakonie. Aus der Perspektive des regionalen Diakonischen Werkes ein klares Plädoyer für ein von Kirche und Diakonie gemeinsames Denken und Anpacken, das nicht unterscheidet nach innen gerichtetem Gottes-Dienst (Kirche / Kirchengemeinde) hier und Menschen-Dienst (organisierte Diakonie für benachteiligte und ausgegrenzte Menschen) dort.

Denkt frau dieses weiter und übersetzt es in Erfahrungen von Vor-Ort, dann ist es ein Verweis auf die starke Rolle der Kirchengemeinde als zivilgesellschaftliche Akteurin in der Gesamtgemeinde oder dem Stadtteil. Dazu ist aber genau das Selbstverständnis notwendig, das nicht den sogenannten Menschen-Dienst und die sozialpolitische und integrierende Handlungsfacette in Gänze an die wohlfahrtsverbandliche Ebene abgibt. Gerade vor dem Hintergrund, dass alle Städte und Gemeinden flächendeckend mit Kirchengemeinden als legitimierte Struktur durchzogen sind, wird das mögliche hohe Bedeutungspotential dieser deutlich.

Gleichgültig wo welches Ereignis stattfindet oder etwas passiert, es ist immer im Bereich einer Kirchengemeinde. Und alle aktiven und passiven Gemeindemitglieder sind Fäden im Gewebe der Sozialräume, der Gemeinwesen und unterschiedlichen Nachbarschaften. Die räumlichen Ressourcen wie



VON NACHBARSCHAFTEN, KIRCHENGEMEINDEN UND SOZIALRÄUMEN



z.B. Gemeindehäuser und Kirchen und das institutionelles Engagement der Kirchengemeinden z.B. durch Kitas, Jugend- oder Seniorinnenarbeit sind zudem Teil der sozialen Infrastruktur, darüber auch Teil der Daseinsvorsorge und Mitgarant für Nachhaltigkeit. Ein Schwenk zurück zu dem Selbstverständnis von Kirche, eines Dekanats, einer Kirchengemeinde und wie sie in der politischen Gemeinde wirkt und mitgestalten will. Dazu ein Beispiel: Betritt frau z.B. den Sitz des Dekanats von Darmstadt – das Offene Haus – springt als erstes der Satz vom Propheten Jeremia in großen Buchstaben ins Auge „Suchet der Stadt Bestes“. Ein Hinweis auf das Selbstverständnis des Dekanats und ihrer Kirchengemeinden?! „Suchet der Stadt Bestes und betet für sie zum Herrn, denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's auch euch wohl“. (Jeremia 29, 7 (kompl. Text: Jeremia, 29, 4-7, 10-14a)

Worte von Jeremia ans deportierte Volk Israel nach Babel ins Exil. Ein Exil das m.E. keine schlechten Rahmenbedingungen bot und eine Botschaft, die ermutigte zum Einlassen auf die Stadt und ihre Gegebenheiten. Nicht die Augen verschließen vor dem Ist, nicht gedanklich und emotional nur bedauernd der Heimat nachhängen, sondern das Neue und Aktuelle sehen, annehmen und mitgestalten.

Übertragen ins Heute und auf die Kirchengemeinde: Teilhaben dort wo gelebt wird, oder wo aus unterschiedlichen Gründen gelebt werden muss. Sich gestaltend einbringen, teilgeben in das Gemeinwesen, in die Nachbarschaft. So sind Teilhabe und Teilgabe zwei Seiten einer Medaille. Seht die Stadt wie sie ist mit ihren Sonnen- und Schattenseiten, habt teil und tut etwas für diese Stadt. ... denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's auch euch wohl... .

Wenn diese Worte eine Haltung und eine Handlungsanleitung darstellen für die Kirchengemeinden, dann agieren sie im und fürs Außen offen, profiliert, teilgebend und mit sehenden Augen. Fürs Innen heißt das eine Stärkung des Zusammenhalts und des Wir, eine diakonische Gemeinde die sich nicht abgrenzt vor den Herausforderungen der Stadt, sondern Gottes- und Menschen-dienst untrennbar verbindet.

Eindrucksvolles und herausstechendes Beispiel in Darmstadt (sicherlich ein markantes Beispiel bundesweit) für ein gemeinwesendiakonisches Tun und Sein ist die Aufnahme und Begleitung von geflüchteten und asylsuchenden Menschen. Die Kirchentüren wurden in Darmstadt geöffnet für Bürger-versammlungen, und Informationstreffen, Kirchenasyle (bereits vor 2014) werden getragen von Kirchengemeinden, Gemeindehäuser bieten Platz für ehrenamtlich organisierte Begegnungen und Sprachkurse, für Austausch und interkulturelle Aktivitäten. Kurz gesagt: Kirche mit anderen brückenbauend und mittendrin. Grundlegend für schnelles selbstverständliches zivilgesellschaftliches Handeln und Strukturaufbau sind aus Diakonie-Brille betrachtet die o.g. Haltung und Selbstverständnis.

Bereits seit Mitte der siebziger Jahre bringen sich die Kirchengemeinden – zunächst sehr verhalten und beobachtend, dann m.W. über die Gemeinwesenarbeit (GWA) aktiviert – in Gemeinwesen ein, die in Randlage sogenannte Soziale Brennpunkte aufweisen. Dieses sind nach der Definition des Deutschen Städtetags „Wohngebiete, in denen Faktoren gehäuft auftreten, die die Lebensbedingungen ihrer Bewohner und insbesondere von Kindern und Jugendlichen negativ



VON NACHBARSCHAFTEN, KIRCHENGEMEINDEN UND SOZIALRÄUMEN

38

THEORIE UND THEOLOGIE

bestimmen.“ (Deutscher Städtetag, Hinweise zur Arbeit in Sozialen Brennpunkten / DST-Beiträge zur Sozialpolitik, Reihe D, Köln 1979, 10).

Die Arbeit in sogenannten Sozialen Brennpunkten legte aus meiner diakonischen Sicht die Basis für ein Kooperieren und Solidarisieren für benachteiligte und ausgegrenzte Bevölkerungsgruppen. Sensibilisierte für Ursachenbetrachtungen und eine integrierende Sozialpolitik und motivierte sich einzusetzen für soziale Gemeinwesenentwicklungen. Ein bestelltes Feld für das 1999 folgende Städtebauförderungsprogramm Bund-Länder-Programm Soziale Stadt. Gerade hier wurde die übersektorale Zusammenarbeit aller vor Ort handelnden Akteurinnen eingefordert und die Kirchengemeinden mit ihrem Präsenzvorteil wurden gemeinsam mit der GWA der Caritas und Diakonie wichtige Handelnde im Prozess einer sozialen Stadtentwicklung.

Im Jahr 2007, aufbauend von unserem Bundesverband über Reinhard Thies, erschien das Arbeits-, Erfahrungs- und Orientierungspapier „Handlungsoption Gemeinwesen-

diakonie“ (Diakonie Texte 12.2007). Dieses beschreibt in erfahrungsbasierter Weise die mögliche zivilgesellschaftliche, intermediäre Rolle von Kirche und ihrer Diakonie im Kontext einer intergenerativen, interkulturellen, bereichsübergreifenden, fokussierenden und inklusiven sozialen Gemeinwesenentwicklung. Das Papier beginnt mit dem Wort von Jeremia: Suchet der Stadt Bestes...

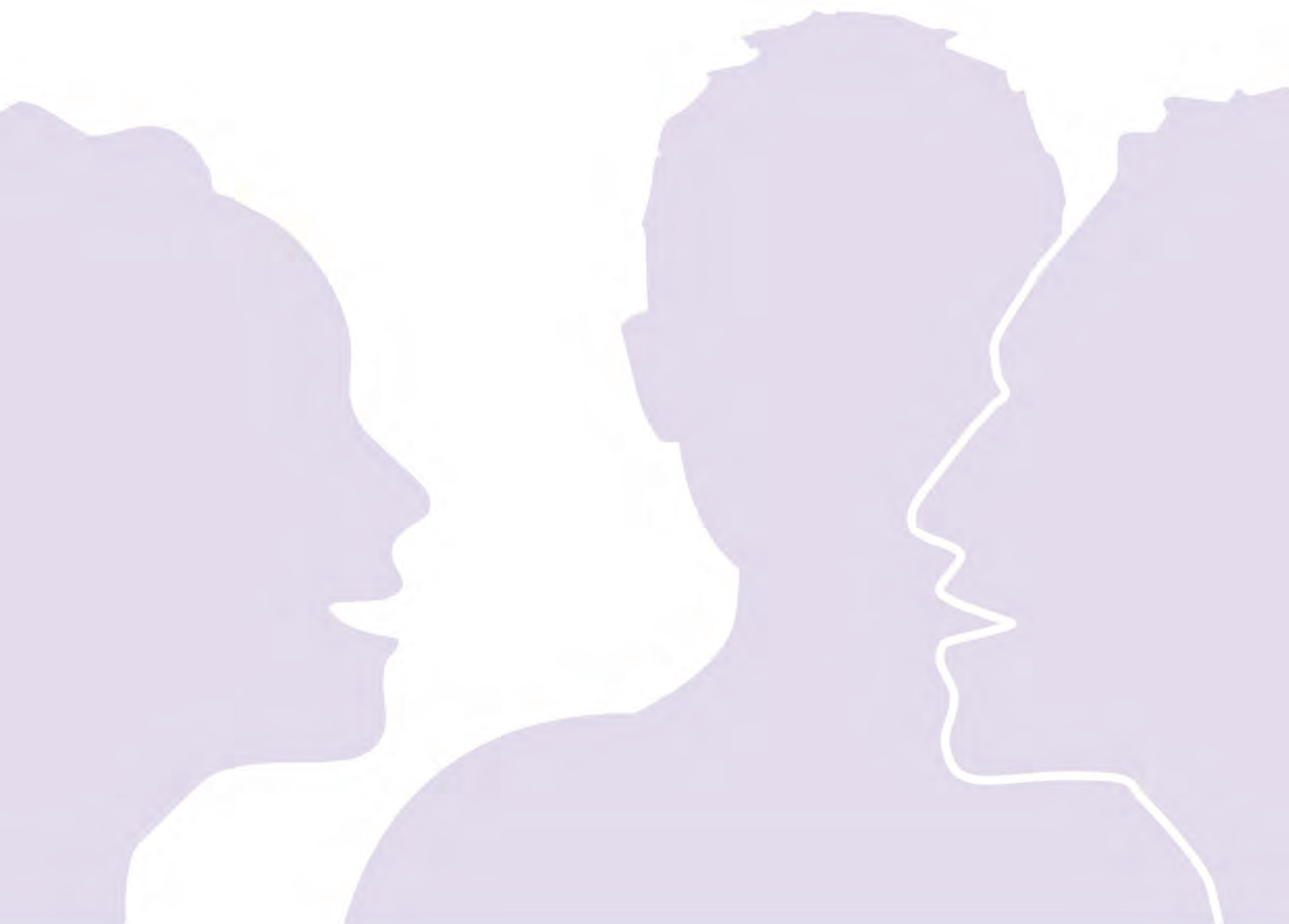
EDDA HAACK

ist seit 2005 Leiterin des regionalen Diakonischen Werkes Darmstadt und Darmstadt-Dieburg (rDW Da-Di).

Das rDW Da-Di gestaltet neben Wohnungsnotfallhilfen und Beratungsdiensten Gemeinwesenarbeit (GWA) in drei sogenannten Sozialen Brennpunkten und drei Soziale-Stadt-Standorten. In der GWA liegen seit Mitte der 80er ihre beruflichen Wurzeln und führten sie über eine Referententätigkeit für GWA, Suchthilfe und Schuldnerberatung in der Diakonie Hessen dann nach Darmstadt und den Landkreis.



METHODEN



HANDLUNGSLEITENDE GRUNDSÄTZE DER SOZIALRAUMORIENTIERUNG

– bezogen auf den Raum, Stadtteil, Quartier, Dorf etc.



METHODEN

1

■ **Orientierung an den Bedürfnissen und Themen der Menschen:**

Professionelle greifen nicht nur dort ein, wo ein Problem von „außen“ als solches definiert wird, sondern greifen prinzipiell alle Themen auf, die von den Menschen im Sozialraum für wichtig erachtet werden. Professionelle suchen nach Überschneidungen von Themen und machen sich auf den Weg, die Motivation der Menschen nach Veränderung zu suchen.

■ **Förderung der Selbstorganisation und der Selbsthilfekräfte:**

Professionelle handeln nicht für die Menschen sondern agieren mit ihnen. Sie machen den „Rest“ und ermuntern Menschen, ihre Themen selbst anzupacken.

■ **Nutzung der vorhandenen Ressourcen:**

Vorhandene Potenziale des Stadtteils werden gesucht, gefördert, vernetzt, aktiviert und für bestimmte Projekte nutzbar gemacht.

■ **Verbesserung der materiellen/ immateriellen Situation und der infrastrukturellen Bedingungen:**

Orientiert am Bedarf des Sozialraums zielen die Aktivitäten auf die Schaffung neuer Ressourcen. Einklinken in lokale Politikprozesse. Professionelle unterstützen die Entwicklung des sozialen und kulturellen Lebens, des „unsichtbaren Gemeinwesens“, wie soziales

Klima, bürgerschaftliches Engagement, Alltagskontakte ...

■ **Zielgruppenübergreifendes Handeln:**
Die Aktivitäten der Professionellen werden aus einem Bedarf, um ein Thema herum organisiert. In der Regel ist davon nicht nur eine Zielgruppe, sondern sind viele unterschiedliche Menschen aus dem Stadtteil betroffen.

■ **Ressort- und methodenübergreifendes Handeln:**

Um die Lebensbedingungen im Sozialraum zu verbessern, wird bereichübergreifende Kooperation gesucht und gefördert. Nicht nur der Blick auf „Soziales“.

■ **Vernetzung und Kooperation:**

Förderung gebietsbezogener sozialer Netzwerke der BewohnerInnen (durch vielfältige Bewohneraktivitäten) und der Professionellen (z.B. durch Mitarbeiterkreise, Stadtteilkonferenzen, Runde Tische). Vernetzung ist kein Ziel sondern ein Mittel, um in Kooperation mit anderen Lösungen zu entwickeln.

Die Grundsätze der Sozialraumorientierung leiten sich ab aus den handlungsleitenden Grundsätzen der Gemeinwesenarbeit.
© Stefan Gillich 2016 in Anlehnung an Maria Lüttringhaus
Kontakt: stefan.gillich@diakonie-hessen.de

STEFAN GILLICH

Jg. 1957, Dipl. Sozialpädagoge, Dipl. Pädagoge, Studium der Soziologie, Leitung der Abteilung „Existenzsicherung, Armutspolitik, Gemeinwesendiakonie“ in der Diakonie Hessen, Frankfurt/M. Zuvor ein Jahrzehnt als Dozent im Burckhardthaus, Ev. Institut für Fort- und Weiterbildung, bundesweit für die Qualifizierung in Gemeinwesenarbeit und Sozialraumorientierten Konzepten zuständig.



SOZIALRAUMANALYSE



Sozialraumanalyse ist angesagt. Nur leider wird darunter sehr Unterschiedliches, ja Gegensätzliches verstanden. Deshalb erfordert jede Sozialraumanalyse eine Klärung der Interessen, Motive und Ziele bei den Auftraggebern, den Durchführenden – und letztlich auch bei denen, bei bzw. mit denen sie durchgeführt wird. Jede Sozialraumanalyse wirkt sich übrigens im Sozialraum aus, auch wenn bzw. gerade dann, wenn aus ihr keine Schlussfolgerungen gezogen oder Projekte darauf abgestimmt werden, denn sie weckt so oder so Erwartungen bzw. produziert Enttäuschungen.

Was unter Sozialraumanalyse verstanden wird, ist abhängig vom Verständnis des höchst mehrdeutigen und abschließend nicht definierbaren Begriffs „**Sozialraum**“. Vier verschiedene Bedeutungen lassen sich relativ leicht unterscheiden:

- a) Der **Raum mit der Kaffeemaschine**, in dem sich in Pausen die Mitarbeitenden aufhalten und während des Kaffeezubereitens oft entscheidende Informationen ausgetauscht werden und das soziale Klima einer Abteilung (nicht) gepflegt wird.
- b) Im System der Kommunalpolitik wird darunter oft die **Sozialberichtserstattung** verstanden, mit deren Hilfe problematische Sozialräume – gemeint sind eigentlich „**Quartiere**“ – identifiziert werden, in denen sich alarmierende Kennzahlen häufen, wie z.B. die Zahl der Hartz-IV-Empfänger, der Asylbewerber, der Alleinerziehenden bzw. die Kriminalitätsrate, so als wären entweder diese speziellen Räume bzw. Quartiere oder die Menschen darin (besondere „Problemgruppen“) daran schuld. Diese Art

Sozialraumanalyse hat oft stigmatisierenden Charakter, besonders dann, wenn mit deren Hilfe bestimmte Projekte für diesen oder jenen Brennpunkt begründet werden, ohne für eine Stadt insgesamt zu überlegen, dass arme Stadtteile arm nur sind im Verhältnis zu reichen und Ressourcen ungleich verteilt sind und werden.

- c) Manche Kirchengemeinden, Einrichtungen wie Kitas oder Wohn- bzw. Pflegeheime für ältere Menschen, verstehen unter **Sozialraumanalyse**, wie sie in ihrer Nachbarschaft (ihrem Quartier) **als Organisation** vernetzt sind, zu wem regelmäßige Kontakte bestehen, wer ins Haus kommt oder zu wem man selbst gehen kann usw.
- d) Schließlich versteht man unter „**Sozialraumorientierung**“ (nach Thiersch und Hinte) die Orientierung am Willen der Menschen und ihrer sozialen Netze (Familie, Freunde, Nachbarn usw.), für – besser: mit – denen, die Soziale Arbeit arbeitet, um nicht mehr pädagogisch oder therapeutisch einen Menschen zu verändern, sondern ihn zu „empowern“ und in dessen Lebenswelt Ressourcen zu entdecken bzw. zu fordern, mit denen Menschen ihre Lebenslage selbst(bestimmt) verbessern können.

Alle vier Bedeutungen sind natürlich sinnvoll und betonen wesentliche Aspekte:

- Die **erste** hält fest, dass es um Kommunikation und soziales Miteinander geht.
- Die **zweite** geht vollkommen zu Recht davon aus, dass es in einer Gesellschaft



SOZIALRAUMANALYSE

3

METHODEN

wachsender Ungleichheiten natürlich Räume gibt, in denen ein Teil der Menschen dort schlechtere Chancen auf Teilhabe an was auch immer hat.

- Der **dritte** hält in Erinnerung, dass es oft soziale Leistungsträger von Wohlfahrt, Diakonie oder Kirche sind, die solche Analysen um ihre Häuser bzw. die Menschen herum, die dort wohnen, initiieren, weil es zu ihrem Auftrag gehört, selbstbestimmte Teilhabe (an was auch immer) zu fördern, also „in den Sozialraum“ hinaus (!) zu gehen, obwohl er mit den Menschen, die dort wohnen, ihren Angehörigen, Nachbarn und Freunden, längst schon im Haus ist.
- Der **vierte** Begriff hält fest, dass zwar Politik und Leistungsträger Aufträge und Ziele verfolgen können und müssen, aber die Menschen als Bürger das Menschen- bzw. Bürgerrecht auf selbstbestimmte Teilhabe haben und ihnen nicht dieser Lebensbereich oder jenes Teilhabefeld verordnet, anezogen oder vorenthalten werden darf, man sie also immer wieder selber fragen muss bzw. es unterstützen muss, dass sie ihr Menschen- und Bürgerrecht auch mündig wahrnehmen und ausüben können.

All dies findet natürlich in sozialen Räumen statt – um die geht es ja: Förderung und Entwicklung vorhandener Räume bzw. Entdeckung neuer Räume, z.B. neue Bildungs- und Arbeitswelten, neue Formen der Fest- und Freizeitgestaltung, Ermöglichung von politischer Teilhabe, Kultur- und Religionsausübung usw. Freilich hat jeder dieser Beteiligten eine andere Vorstellung von „**Raum**“ und bewegt sich damit

auch in anderen Räumen. Politiker denken in abgegrenzten Bezirken, Gemarkungen, Orts-/Stadtteilen und Quartieren (den alten Stadt-„Vierteln“). **Träger von Diakonie und Wohlfahrt** denken genau anders herum: Sie müssen ihre Häuser füllen und versuchen – schon ganz Teilnehmer auf dem Sozialmarkt – sich immer neue (Einzugs-)Räume zu erschließen. **Profis** der sozialen oder pflegerischen Arbeit tendieren dazu, sich auf ihren Arbeitsplatz zu beschränken, während die Menschen, die ihr Recht auf selbstbestimmte Teilhabe ohne Unterstützung (noch) nicht selbst bzw. selbst nicht mehr (so gut) ausüben können, oft auf sehr kleine Inseln im Raum beschränkt sind. Hier sind Sozialräume die Beziehungen, in denen sich ein Mensch bewegt, die Organisationen, die er oder sie nutzt, an denen er oder sie teilnimmt oder mitwirkt, die Nachbarschaften, die sich (nicht) unterstützen. Die Räume wachsen im Laufe des Lebens und sie schrumpfen im hohen Alter dann wieder sehr schnell. Soziale Räume sind also zunächst **relationale Räume** – freilich solche, die im realen Raum von Dörfern, Städten und Gemeinden entstehen oder auch nicht.

Es gibt also **mehrere beteiligte Akteure**: Individuen (Zielgruppen) mit ihren Netzwerken (Familien, Freunden usw.), Organisationen (mit ihren Mitarbeitenden und deren Netzwerken), politische Mächte und die (ggf. lokale oder regionale) Gesellschaft mit weiteren Akteuren und Organisationen als Horizont, in dem all dies geschieht bzw. verortet ist. Bei einer Sozialraumanalyse einen dieser Akteure samt seinen Interessen, Zielen und spezifischen Raum-Perspektiven zu ignorieren, wird sich rächen, weil der soziale Raum insgesamt mit der Differenz seiner



SOZIALRAUMANALYSE



Perspektiven nicht in den Blick kommt und man sich von Ressourcen und neuen Optionen im Sozialen Raum abschneidet.

Über die Zahl der wichtigen Lebensbereiche besteht Unklarheit, sie sind faktisch in Bewegung: Jeder einzelne Bereich errichtet als System eine Grenze zwischen Innen und Außen, errichtet also spezifische Zugangsbarrieren. Unsere Sozialgesetzbücher setzen weniger Lebensbereiche an, auf die ein Recht auf Teilhabe besteht als z.B. die UN-Behindertenrechtskonvention. Es herrscht Unklarheit. Dennoch ist diese Frage nicht irrelevant, weil ein unklares oder zu enges Verständnis hier Menschen von Teilhabe ausschließt.

Aus theologischer Sicht geht man seit einiger Zeit davon aus, dass es Lebensbereiche gibt, an denen man qua Mensch nicht (!) teilnehmen kann. Zurzeit gehen wir von wenigstens 11 Lebensbereichen aus, an denen man faktisch nicht vermeiden kann teilzunehmen, insofern also zu einem christlichen Leben dazugehören, in welcher Rolle, zu welchen Bedingungen und auf Weise auch immer (ich habe das an anderer Stelle weiter ausgeführt; vgl. Zippert 2016).¹

Von diesem Horizont notwendiger Lebensbereiche ausgehend wird deutlich, dass jede Sozialraumanalyse prüfen muss, wie weit sie sich öffnen, aber auch wann sie sich beschränken muss und dies vor diesem Horizont möglicher Teilhabe auch begründen kann. Für die Kirche heißt das: Will sie im Gruppenmilieu der Kerngemeinde verbleiben oder sich neuen Akteuren, Angeboten oder Arbeits- bzw. Lebensformen (z.B. für informell immer neue entstehende fluide Angebote oder Projekte oder Veranstaltungen,

wie Hobbynachmittage) öffnen oder nicht? Mit wem könnte man auf organisationaler Ebene kooperieren – mit wem besser oder zunächst nicht?

Dann kann es losgehen. Als Initiator überlegt man sich, warum, mit welchem Ziel und mit wem man jetzt und hier zu welchen Kosten eine Sozialraumanalyse durchführen will, also seine bisherige Auftragserfüllung irritieren lassen will. Das wollend, ist es unvermeidlich, sich gegenüber den anderen Akteuren zu **positionieren** und deren Perspektiven mit einzubinden. Es macht wenig Sinn zu erfragen, ob ein Altenheim oder Gemeindehaus für Menschen vor Ort interessant, wenn man nicht auch fragt, was sich kulturell, politisch bzw. auf dem Sozialmarkt tut **und** was die Menschen vor Ort selber interessiert oder sie aber von einer Teilnahme abhält (Barrieren unterschiedlichster Art) bzw. was sie selber einbringen würden. Letzteres ist ein Moment aktivierender Befragung.

■ 1. Befragung

Befragungen können auf unterschiedliche Weise durchgeführt werden, je nach Zeit und Ressourcen: Befragungen mit Fragebögen (nicht zu lang!, am besten mit Pre-Test), von Haus zu Haus gehend (hohe Rücklaufquote! – und man erreicht auch das Drittel von Menschen, das alleine lebt – im Alter deutlich höher!) oder als Wurfsendung (sehr



¹ Zippert, Thomas (2016): *Teilhabe als Grundbegriff einer Theologie der Diakonie*, in: ders., Jutta Beldermann, Bernd Heide (Hg.), *Brücken zwischen Sozialer Arbeit und diakonischer Theologie. Zur Eigenart der sozialdiakonischen Doppelqualifikation von Diakoninnen und Diakonen (Diakonie – Kirche – Diakoniat 2)*, Leipzig: EVA 2016, S. 83-119

SOZIALRAUMANALYSE

5

METHODEN

geringe Rücklaufquote). Über Vereine und Gruppen erreicht man höhere Quoten, aber nicht die 1-2 Drittel von Menschen, die sich dort nicht organisieren (auch nicht in hessischen Dörfern; vgl. den aktuellen Freiwilligensurvey <https://www.dza.de/forschung/fws.html>). Dieser Survey hilft übrigens auch die Wünsche und Erwartungen der Menschen „draußen im Sozialraum“ einzuschätzen.

■ 2. *Begehungen*

Man kann vielfältige Arten von Begehungen durchführen und dokumentieren (die beste Übersicht bietet Ulrich Deinet 2009: Methodenbuch Sozialraum, Opladen: Verlag für Sozialwissenschaften): heiße und kalte Plätze, Raumnutzung tags oder nachts, angst- oder lustbesetzte Plätze usw.

■ 3. *Key persons* (Schlüsselpersonen)

Und man sollte mit key persons sprechen: BürgermeisterInnen und OrtsvorsteherInnen, PfarrerInnen, ÄrztInnen, Geschäftsleute, Vereinsvorstände, Autoritäten vor Ort (wer das ist, stellt sich meist im Laufe der Untersuchungen von selbst heraus). Dafür empfehlen sich qualitative Methoden, z.B. teiloffene Fragen, die dann je nach Gesprächsverlauf ergänzt werden können oder die immer detaillierte Diskussion von Thesen.

■ 4. *Ergebnisse*

Die Ergebnisse sollten zuerst vorläufig vorgestellt und mit dem Auftraggeber abgestimmt und dann erst veröffentlicht bzw. dem befragten Ort öffentlich vorgestellt bzw. „zurückgegeben“ werden.

DR. THOMAS ZIPPERT

Pfr. Dr. Thomas Zippert (geb. 1961) ist seit 2011 Professor für Diakoniewissenschaft an der Fachhochschule der Diakonie in Bielefeld. Er leitete von 2002 bis 2010 die Hephata Akademie für soziale Berufe in Schwalmstadt. Vor dieser Zeit war er in der Gemeinde und in der Pfarrerfortbildung tätig.



AUSGEWÄHLTE METHODEN DER (THEMEN- UND) STADTTEILERKUNDUNG



Methoden zur Auswahl

- **1. Stadtbegehungen (-erkundungen)**
mit ausgewählten Gruppen, um die sozialräumliche Struktur, informellen Treffs und Aneignungsmöglichkeiten aus ihrer Sicht kennen zu lernen.
- **2. „Nadelmethode“**
zur Bestimmung und Visualisierung der Aufenthaltsorte von ausgewählten Gruppen.
- **3. „Cliquenraster“**
mit Blick auf Jugendliche
- **4. Leitfadeninterviews mit Institutionen und Schlüsselpersonen**
Expertenwissen und biografische Erfahrungshintergründe werden für die Analyse eines Sozialraums nutzbar gemacht.
- **5. Fotostreifzüge**
um zu erfahren, wie ausgewählte Gruppen ihren Stadtteil wahrnehmen. Gut geeignet als Einstieg in Planungsprozesse und für öffentliche Präsentation.
- **6. Strukturierte Stadtteilbegehung**
um den Stadtteil aus der Sicht ausgewählter Gruppen und ihre Aneignungsformen zu begreifen.
- **7. Wunschbaum**
zum Herausfinden von Wünschen, Ideen und Bedürfnissen.
- **Ziel der Methoden/Verfahren**

Es geht darum, Verständnis dafür zu entwickeln, wie die Lebenswelten von ausgewähl-

ten Gruppen aussehen in konkretem Bezug auf ihren Stadtteil, ihre Treffpunkte, ihre Orte und Institutionen.

Also: Wie erleben z.B. ältere Menschen oder Kinder und Jugendliche die Orte, in denen sie sich aufhalten, wo sind Freiräume und Barrieren? Es geht folglich um **ihre Deutung und Aneignungsmöglichkeit** und nicht darum, wie wir Räume aus der Distanz sehen. (Beispiele: Das Angebot für ältere Menschen ist für viele nicht nutzbar wegen der Entfernung oder erschwerter Zugangsbarrieren; ggf. liegt ein Jugendzentrum im Stadtteil, das jedoch für einzelne Gruppen/Cliquen nicht nutzbar ist, weil es von anderen Gruppen „besetzt“ ist.)

■ Vorbemerkung zu Methoden

- Die Methoden sind angelehnte Verfahren an qualitative Forschungsmethoden. Im weitesten Sinne handelt es sich um strukturierte Formen der Befragung und teilnehmenden Beobachtung. Aber: Sie verfolgen **keinen wissenschaftlichen Anspruch** – sie sind keine wissenschaftliche Feldforschung.
- Methoden sind angepasst an die **alltagsweltlichen Ausdrucksformen ausgewählter Gruppen**. In der Kontaktaufnahme beinhalten sie **animierende Elemente** und lassen sich ohne größeren Aufwand im Stadtteil oder in der Einrichtung durchführen.
- Um zu verwertbaren Ergebnissen zu kommen, ist mit den Methoden eine entsprechende Form der **Ergebnissicherung** und **Auswertung** verbunden.
- Die Methoden sind nicht begrenzt. Die kreative Kiste für weitere Ideen steht offen.



AUSGEWÄHLTE METHODEN DER (THEMEN- UND) STADTTEILERKUNDUNG

7

METHODEN

- Die angewendete Methode muss passen. Also: Kein Anspruch, alle Methoden nach und nach abzuarbeiten.
- Methoden verlangen i.d.R. eine **Vorbereitung** (Klarheit über Ziel und Methode, Ressourcen wie Zeit, benötigte Materialien)
- Methoden können miteinander **kombiniert** werden

Grundsätzlich gilt:

Beteiligungsorientierte Untersuchungs- und Arbeitsansätze für bedarfsgerechte Entwicklungen sowohl im Wohnbereich (Quartier) als auch z.B. in der Altenhilfe sind unverzichtbar. Das gilt nicht nur unter demokratischen und humanitären Aspekten, sondern auch hinsichtlich der Akzeptanz einer Einrichtung und betriebswirtschaftlicher Interessen. Denn die gewonnene „Passgenauigkeit“ – nämlich zu verstehen was Menschen bewegt und was sie wollen – und die Akzeptanz von Maßnahmen „rechnet“ sich zumindest mittelfristig.

■ **Anmerkungen zu Gefahren**

- Wissen wird angeeignet, das sich auch **gegen die befragte Gruppe wenden** kann (z.B. können gegen den Willen Jugendlicher informelle Treffs preisgegeben werden). Bei Veröffentlichungen oder Präsentationen, die auch eine positive Öffentlichkeit für die Lebenssituation z.B. von Kindern und Jugendlichen schaffen können, muss handlungsleitend sein die Frage nach der **Grenze der Informationsweitergabe**.
- **Keine Erwartungen wecken** bzw. Klarheit über Grenzen herstellen. Die Frage „Was wünschen Sie sich?“ oder „Was hätten Sie hier gerne?“ kann leicht Erwartungen wecken, dass die unterbreiteten Vorschläge auch umgesetzt werden.

- Mit Blick auf Jugendliche: Durch den Blick auf öffentliche Räume werden Mädchen weniger wahrgenommen als männliche Kinder und Jugendliche. Das bedeutet, immer wieder zu überprüfen, ob die Einschätzungen von Mädchen genug Platz finden und das Methodenrepertoire weiterzuentwickeln, die es ermöglichen, den **Blickwinkel von Mädchen stärker zu berücksichtigen**.

■ **Ausgewählte Methoden im Einzelnen**

- Stadtteilbegehung(-erkundung) mit Kindern und Jugendlichen
- Nadelmethode
- Leitfadeninterview mit Institutionen und Schlüsselpersonen
- Fotostreifzüge
- Wunschbaum
- Strukturierte Stadtteilbegehung

Was sich in einem Stadtteil ereignet ist nicht nur vielfältig. Es stellt sich auch unterschiedlich dar, je nachdem, wer sich mit welchem Blickwinkel im Stadtteil bewegt. Mit einer kleinen Gruppe wird der Stadtteil auf einer von ihnen vorgeschlagenen Route begangen und zugleich ihre Interpretation der sozialräumlichen Qualitäten dieser Räume mittels Diktiergerät und Fotoapparat dokumentiert.

■ **1. Stadtteilbegehung(-erkundung) mit älteren Menschen**

Was sich in einem Stadtteil ereignet ist nicht nur **vielfältig**. Es stellt sich auch unterschiedlich dar, je nachdem, wer sich mit welchem **Blickwinkel** im Stadtteil bewegt. Mit einer



AUSGEWÄHLTE METHODEN DER (THEMEN- UND) STADTTTEILERKUNDUNG



kleinen Gruppe wird der Stadtteil auf einer von ihnen vorgeschlagenen Route begangen und zugleich ihre Interpretation der sozial-räumlichen Qualitäten dieser Räume mittels Diktiergerät und Fotoapparat dokumentiert.

■ **Formen**

Unterschiedliche Formen der Stadtteilbegehung sind denkbar, wie

- Analyse des Stadtteils unter dem Blickwinkel einer Schlüsselperson (Dauer mindestens 3 Stunden, damit sich der Gang nicht nur auf markante Punkte erstreckt, die man schon kennt)
- Begehung mit ausgewählten Gruppen (z.B. älteren Menschen)
- Begehung mit Cliques (z.B. Jugendlichen).

■ **Zeit und Vorbereitung**

Eine Stadtteilbegehung bedarf **keiner gro-ßen Vorbereitungszeit** und kann **spontan** mit Interessierten (ausgewählten Gruppen) erfolgen.

(Anders ist die Situation, wenn die Stadtteilbegehungen als Partizipationsprojekt der Kinder- und Jugendarbeit gemeinsam mit Kindern oder Jugendlichen durchgeführt und die Ergebnisse öffentlich präsentiert werden sollen. In diesem Fall müssen die Begehungen gemeinsam vorbereitet, ein Modus festgelegt und ein Zeitplan für die Streifzüge erstellt werden. Aufgrund der Konzentrationsfähigkeit von Kindern und Jugendlichen sollte ein Stadtteilrundgang nicht länger als 2 Stunden dauern).

■ **Gruppen**

Die Stadtteilbegehung richtet sich an unterschiedliche Gruppen der Älteren. Jüngere

Ältere, die noch nicht konkret von Mobilitäts-einschränkungen betroffen sind, beschäftigen evtl. andere Themen (z.B. fehlende Funktionen und Dienstleistungen im Quartier, Verkehrsanbindung und Bauvorhaben) als Menschen, die Einschränkungen in ihrer Mobilität erfahren (z.B. optimale Wege, sichere Anlaufstellen, Ruhe- und Erholungspunkte).

■ **Orte**

Bestimmt wird der Weg weitgehend von älteren Menschen. Er sollte jedoch an ihren **wichtigsten Aufenthaltsorten vorbeiführen**. Sie werden während der Begehung befragt, wie oft sie dorthin gehen, was sie dort machen, und was das Besondere an den Plätzen ist (was die Qualität des Ortes ist). Von großer Bedeutung sind auch die verbindenden Wege.

Sie werden auch auf Orte angesprochen, die sie eher meiden oder die als **Angsträume** empfunden werden.

Die Route kann auch teilweise von den Organisatoren gesteuert werden und Orte beinhalten, die für MitarbeiterInnen von großem Interesse sind. Evtl. muss bei weiter auseinander liegenden Orten die Begehung mit den (von ihnen genutzten) öffentlichen Verkehrsmitteln erfolgen.

Die Qualitäten der Orte können sowohl unter dem **Ressourcenaspekt** als auch unter dem **Defizitaspekt** bewertet werden.

Mögliche Fragestellungen:

- Welche Orte und Räume suchen Sie selbstständig auf? (Öffentliche Räume, Institutionen etc.)
- Wo werden Sie hingebacht?
- Welche Leistungen werden ambulant zuhause durchgeführt?



AUSGEWÄHLTE METHODEN DER (THEMEN- UND) STADTTEILERKUNDUNG

9

METHODEN

- Welche Leistungen nutzen Sie im Nahraum selbständig (z.B. Haare schneiden, Fußpflege etc.)

Materialien

Unverzichtbar	Sinnvoll
<ul style="list-style-type: none"> ■ Fotoapparat, Smartphone ■ Möglicher Ersatz Videokamera – eher nachteilig 	<ul style="list-style-type: none"> ■ bequeme Kleidung

Zur Dokumentation der **Orte und Wege werden Bilder gemacht und die Gespräche mit dem Aufnahmegerät** aufgezeichnet. Zu jedem Foto werden die entsprechenden **Interpretationen** auf Band gesprochen und in Form eines „Live-Mitschnitts“ aufgenommen. Wichtig sind Kommentare der Teilnehmenden in Bezug auf Nutzungen, die z.B. auf Barrieren hinweisen, wie zu kurze Ampelschaltungen. Weitere Aspekte können sein z.B. Einkaufsmöglichkeiten, verbunden mit Kommunikationsorten.

Diese Interpretationen können von den Organisatoren durch etwaige **Anmerkungen** ergänzt werden (z.B. „Herr G. hat schon vorher darauf hingewiesen, dass an diesem Ort ...“).

■ Auswertung

1. Im Anschluss der Begehung werden aus der Sicht der Organisatoren die wichtigsten Eindrücke in einem **„ExpertInnen-Dialog“** ausgetauscht und in einem kurzen **Gedächtnisprotokoll** zusammengefasst. (Darin können auch besonders interessante Stellen des Tonmitschnitts vermerkt werden.)
2. Auf einer Stadtteil-Karte wird der **Streifzug mit Hilfe eines Farbstifts zugeord-**

net und die fotografierten **Orte bezeichnet und nummeriert.**

3. Abhören der Tonaufnahmen und **bedeutende Aussagen oder Zitate notieren.**
4. Diese Beschreibungen neben die Karte pinnen oder sammeln.

Nach mehreren Begehungen entstehen so **vielfältige Interpretationen und Blickwinkel** über allgemein bedeutende Orte und ein **Mosaik von verschiedenen genutzten Segmenten** des Stadtteils. Teile der Auswertung einer Stadtteilbegehung eignen sich für eine **öffentliche Präsentation**. Unterschieden werden muss jedoch zwischen den Zielen der Stadtteilbegehung als Methode, um die Themen von Menschen zu erfassen und der Zielsetzung einer Veröffentlichung.

■ 2. Nadelmethode

Die Nadelmethode ist ein Verfahren zur Visualisierung von bestimmten Orten. Bei dieser aktivierenden Methode (Ortmann) werden von ausgewählten Gruppen verschiedenfarbige Nadeln auf eine große Stadtteilkarte gesteckt, um bestimmte Orte wie Wohngegenden, Treffpunkte, „Angsträume“ etc. im Stadtteil zu bezeichnen. Alters- und Geschlechterspezifizierung sind durch verschiedenfarbige Nadeln möglich.

■ Merkmale

- Besondere Qualität liegt in der animierenden und aktivierenden Wirkung
- Niedrigschwelligkeit
- Durch die augenblickliche Visualisierung der Bedeutung verschiedener Orte führt sie zur Kommunikation über den Stadtteil. Informative Gespräche schließen sich an.



AUSGEWÄHLTE METHODEN DER (THEMEN- UND) STADTTEILERKUNDUNG



METHODEN

10

- Allerdings sagen die Positionen der Nadeln nichts aus über die Qualität der bezeichneten Orte. Hierfür ist eigene Dokumentation notwendig.

■ **Ziele/Absichten**

- Erste Erkenntnisse über sozialräumliche Gegebenheiten (Ressourcen und Defizite) zu erhalten, die möglicherweise Ausgangspunkt weiterer Methoden sind
- Auslöser von Diskussionen
- Für Organisatoren ein erster Schritt, um informelle Orte und Lieblingssorte zu analysieren
- Kann als geschlossenes Projekt eine bestimmte Fragestellung beantworten (z.B. Einzugsgebiet einer Einrichtung).

■ **Zeit und Vorbereitung**

- Auf einem Stadt(teil)plan an einer großen Stellwand mit ca. 2 qm Fläche
- Maßstab 1:1.000 bis 1:15.000 (Je kleiner der Maßstab, desto präziser und damit besser erkennbar sind die Elemente des Stadtteils – z.B. bei einem Projekt mit Kindern ihre Lieblingssorte in der näheren Umgebung der Jugendeinrichtung zu nadeln).

■ **Orte**

Die Nadelmethode kann in einer Einrichtung (z.B. in einer Begegnungsstätte praktiziert werden, wo die Nadelmethode in einer Art Gruppendiskussion mit einer überschaubaren Zahl von älteren Menschen durchgeführt werden kann). Sie kann jedoch auch als „mobile Nadelmethode“ im Freien durchgeführt werden (der Stadtplan ist auf eine mobile Stellwand oder eine Styroporplatte

befestigt) und kann auch dazu dienen, Informationen über spezifische Orte zu erhalten und auf der Straße einen kommunikativen Zusammenhang zu schaffen.

■ **Das „Nadeln“**

Die Mitarbeiterinnen reichen die Nadeln in den jeweiligen Farben und bitten darum, diese am entsprechenden Ort zu befestigen.

Unterstützung ist oft nötig, um auf dem Stadtplan den gewünschten Ort zu finden.

Materialien

Unverzichtbar	Sinnvoll
<ul style="list-style-type: none"> ■ Aufgezogener Stadt(teil)plan ■ Farbige sortierte Stecknadeln 	<ul style="list-style-type: none"> ■ Stell- bzw. Hängemöglichkeit für Plan ■ Plakativer Hinweis auf Identität (z.B. „Bürgerbefragung der Kirchengemeinde“) ■ Tisch ■ Schreibunterlage & Stifte ■ Karteikarten & Papier



AUSGEWÄHLTE METHODEN DER (THEMEN- UND) STADTTEILERKUNDUNG

11

METHODEN

■ 3. *Cliquenraster* (mit *Blick auf Jugendliche*)

Die Beschreibung von Cliques in Form eines Cliquenrasters soll einen differenzierten Blick auf verschiedene Jugendcliques und -szenen eines Stadtteils ermöglichen.

Über Befragungen und/oder Beobachtungen von Cliques werden spezifische Lebensformen und -stile von Jugendkulturen erkundet und können

1. zu einem vielschichtigen Bild der Jugend(-kulturen) und
2. auch ihrer Bedürfnisse, Problemstellungen und Sichtweisen führen.

Die vielschichtige Beschreibung der Jugendkulturen und ihrem Verhältnis zueinander führt zu einem besseren Verständnis ihrer sozialräumlichen Aneignung. Um die sozialräumliche Dimension eines Stadtteils zu verstehen muss die Bedeutung von Orten für Cliques und andersherum betrachtet werden.

■ *Merkmale*

- Erstens Beobachtungs- und Befragungsleitfaden, zweitens Eintragung der Beschreibung verschiedener Cliques
- Cliquenportraits können immer nur Momentaufnahmen sein, da sich Cliques und Szenen dauernd verändern

■ *Kategorien des Cliquenrasters*

- Gruppe, Clique oder Szene; Alter, Geschlecht, ethnische Zugehörigkeit; Cliquennamen
- Verhalten, Tätigkeiten, Outfit, Musik, Weltbild, Sprache

- Treffpunkte, Orte
- Problemlagen, Bedürfnisse, Interessen; kommunikative Anknüpfungspunkte
- Ansprüche, Anforderungen, Kontakte; mögliche Ansatzpunkte der Jugendarbeit

■ *Verfahren*

Die ersten drei (teilweise auch die vierte) Kategorie/n können erfasst werden durch nicht teilnehmende Beobachtung. Für Aussagen über Bedürfnisse, Ansprüche, Interessen ist es notwendig, mit Jugendlichen Gespräche zu führen.

■ *Zeit und Vorbereitung*

Wenn die Kategorien übersichtlich sind, sind die Spalten je nach Grad der erfolgten Auseinandersetzung relativ schnell und einfach auszufüllen.

■ *Varianten*

- Jugendkulturenraster d.h., Jugendliche selbst beschreiben andere Cliques
- Assoziatives Cliquenraster d.h., JugendarbeiterInnen beschreiben aus ihrer Erfahrung heraus die bekannten Cliques und Jugendkulturen assoziativ
- Kontinuierliche Cliquenbeobachtung an einem Ort

■ *Gefahren*

Über das Cliquenraster soll versucht werden, mit den jeweiligen Gruppen ins Gespräch zu kommen. Es kann jedoch im Interesse abgeschirmter Lebenswelten sein, nicht allzu öffentlich zu werden.



AUSGEWÄHLTE METHODEN DER (THEMEN- UND) STADTTEILERKUNDUNG



Materialien

Unverzichtbar	Sinnvoll
<ul style="list-style-type: none"> ■ Möglichst große Plakatwände ■ Filzstifte, dick und dünn, farblich sortiert 	<ul style="list-style-type: none"> ■ Stell- bzw. Hängemöglichkeit für die Wand ■ Plakativer Hinweis Hinweis auf Identität (z.B. „Bürgerbefragung vom Jugendhaus) ■ Tisch ■ Leckere Bonbons

■ 4. Leitfadeninterviews mit Institutionen und Schlüsselpersonen

Von Funktionsträgern von **Institutionen** soll ihre Einschätzung bezüglich der sozialräumlichen Stärken und Schwächen des Stadtteils im Hinblick auf die Situation von Kindern und Jugendlichen erfragt werden (PfarrerIn, Seniorenbeirat, Apotheke, Ärzte, Polizei etc.)

Schlüsselpersonen sind Menschen, die sich beruflich oder privat mit dem Stadtteil befassen oder dort einen stadtteilorientierten Lebensstil pflegen. In jedem Fall verfügen sie über einen von ihnen selbst positiv bewerteten Bezug zum Stadtteil (Empathie). Sie können aktive BewohnerInnen des Stadtteils sein (z.B. im Verein oder Kirchengemeinde). Die Schlüsselpersonen verfügen über ein „intimes“ Ortswissen (Hausmeister, Verkäufer im Kiosk, der Wohnungslose, der sich seit Jahren im Quartier aufhält, die pensionierte Leiterin des ASD etc.)

Die Gespräche und Befragungen werden anhand eines **Leitfadens** (als Hilfsmittel zur Strukturierung von Gesprächen und Gesprächsergebnissen) geführt.

Dabei beziehen sich die Fragen auf

- vorhandene soziale Infrastruktur des Stadtteils,
- auf die Problemstellungen und Ressourcen im Gemeinwesen,
- auf die Einschätzung der Situation für ältere Menschen.

Sowohl die Institutionenbefragung als auch die Interviews mit Schlüsselpersonen sind hervorragend geeignet, um jüngere Ältere für die aktive Beteiligung bei der Entwicklung ihres Stadtteils zu qualifizieren. Hilfreich ist die Einbindung in ein Konzept der Erwachsenenbildung z.B. „Wie soll mein Wohnquartier für ein Wohnen im Alter beschaffen sein?“

■ Verfahren

- Zu Beginn werden alle sozialen Institutionen aber auch Freizeitanbieter im Stadtteil aufgelistet (z.B. Assoziationsrunden)
- Auswahlverfahren. Kriterien: Welche Institutionen haben ältere Menschen im Blick ebenso, wer aufgrund der ihnen zugewiesenen Definitionsmacht in politisch institutionellen Gremien über die Situation von älteren Menschen im Stadtteil mitentscheidet.
- Nach telefonischen Terminvereinbarungen werden die halb- bis dreiviertelstündigen Interviews geführt
- Offene Fragestellungen anhand eines Leitfadens

■ Beispiele für Leitfaden

1. Zweck des Gesprächs
2. Rollenzuschreibung als Experte (Ich habe gehört, dass sie sich im Stadtteil besonders gut auskennen)



AUSGEWÄHLTE METHODEN DER (THEMEN- UND) STADTTEILERKUNDUNG

13

METHODEN

3. Einverständnis und Ablauf klären (Diktiergerät/Zeit)
4. Biographisch-historische Dimension (Kenntnisse hängen mit Lebensgeschichte zusammen)
5. Sachthemen-Dimension („ich habe die für mich wichtigsten Stichworte notiert ...“)
6. Pauschale Bewertung (Zusammenfassende Einschätzung)
7. Abschluss (Ich melde mich)

Materialien

Unverzichtbar	Sinnvoll
<ul style="list-style-type: none"> ■ Diktiergerät/ Smartphone ■ Kassetten ■ (Ersatz)Batterien ■ Leitfaden ■ Stift 	

Ergänzung:

Befragung von Bewohnern, die einzelne erkennbare Bewohnergruppen im Stadtteil repräsentieren: Alt-Eingesessene, Neu-Hinzugezogene, ältere Frauen, Kinder und Jugendliche etc. (auf der Straße, an der Haustür oder nach Terminabsprache)

■ 5. Fotostreifzüge

Ausgewählte Gruppen **fotografieren** den Stadtteil aus ihrer Sicht.

Die aus den Streifzügen entstehenden Fotocollagen eignen sich hervorragend für **öffentliche Präsentation** und als Grundlage für einen Dialog zwischen den Gruppen im Stadtteil sowie zu Politik und Verwaltung.

■ Für welche Situation geeignet?

- Um etwas darüber zu erfahren, wie aus gewählte Gruppen ihr Lebensumfeld wahrnehmen
- Zur Herstellung von Fotocollagen, die sich für öffentlichen Präsentation eignen
- Gut geeignet als Einstieg in Planungsprozesse

■ Durchführung

- Auf DIN-A4 Blätter werden Fotoaufträge vorbereitet, die für jede Kleingruppe fotografiert werden. Diese Aufträge enthalten
 - das Motto bzw. Thema des Auftrags („Beliebte Orte im Stadtteil“)
 - Eine Aufgabenstellung (Was soll fotografiert werden?)
 - („Fotografieren Sie drei Orte im Stadtteil, welche Ihnen gefallen“)
 - Platz für Erklärungen zu dem jeweiligen Foto („1. Ort: Warum finden Sie diesen Ort gut?“)
- Weitere Themen: Unangenehme Orte im Stadtteil; Aufenthalts- oder Sitzmöglichkeiten im Stadtteil; Orte, an denen Sie sich gerne aufhalten würden aber nicht können
- Einleitung durch Moderation und Erklärung der Vorgehensweise



AUSGEWÄHLTE METHODEN DER (THEMEN- UND) STADTTEILERKUNDUNG



- Bildung von Kleingruppen (3–6 Teilnehmer) – evtl. Begleitung durch ModeratorIn
- Jede Kleingruppe erhält das Material (Forschungsauftrag, Kamera, Smartphone und Stifte)
- Wenn in jeder Kleingruppe eine Kamera/ ein Smartphone vorhanden ist, zieht die Kleingruppe los, um ihre besonderen Orte zu fotografieren und die jeweiligen Erklärungen auf dem Formular über den Forschungsauftrag zu formulieren
- Zur verabredeten Zeit treffen sich die Kleingruppen wieder am Ausgangspunkt. Austausch ihrer Erfahrungen in einem allgemeinen Gespräch
- Die Fotos aus der Kamera/dem Smartphone werden mit einem Farbdrucker auf Fotopapier ausgedruckt oder professionell entwickelt.
- Die Fotos können auch an einem zweiten Termin aufgeklebt werden, wenn sie „entwickelt“ sind.

■ Zeit und Voraussetzung

- 1–3 Stunden
- Evtl. zweites Treffen 1–2 Stunden
- Personelle Voraussetzungen: Mindestens 1–2 ModeratorInnen, bei Kindern 1 HelferIn pro Kleingruppe
- Geringer Vorbereitungsanfang

Materialien

Unverzichtbar	Sinnvoll
<ul style="list-style-type: none"> ■ Großer Papierbogen/Pinnwand ■ Nadeln/Klebstifte ■ Digitalkamera/Smartphone <p><i>Pro Kleingruppe</i></p> <ul style="list-style-type: none"> ■ Filme ■ Vorbereitete „Fotoaufträge“ ■ Kugelschreiber ■ Klemmbrett (Schreibunterlage) 	

■ 6. Strukturierte Stadtteilbegehung

Die strukturierte Stadtteilbegehung ist ein 2-stufiges **Beobachtungs- bzw. Befragungsverfahren**.

Ziel ist, den Stadtteil aus der alltagsweltlichen Sicht der ausgewählten Gruppe (z.B. ältere Menschen) zu begreifen.

„**Strukturiert**“ bezieht sich zum einen auf die Festlegung bestimmter Routen im Stadtteil, das mehrmalige Begehen und die kontinuierliche Dokumentation. Zum anderen soll durch die Kombination von Beobachtungsrundgängen und der Begehung mit älteren Menschen unterschiedliche Zugangs- und Wahrnehmungsmöglichkeiten genutzt werden. (Ein türkischer Mitarbeiter wird leichter Zugang zu türkischen Gruppen finden, bestimmte Verhaltensweisen einer Clique werden von Mitarbeiterinnen anders interpretiert als von ihren männlichen Kollegen).

Durch **strukturierte Stadtteilbegehung** kann man etwas über Orte erfahren, die bei einer **Stadtteilbegehung** von älteren Menschen nicht aufgesucht werden.

■ Vorgehensweise

Um Eindrücke vergleichbar zu machen ist es notwendig, Beobachtungsräume oder –segmente (Planquadrate) festzulegen. Dies gewährleistet, dass Rundgänge nicht nach dem Zufallsprinzip erfolgen, sondern die selben Wege und Orte („Ich gehe heute in die Region 3“) besucht werden. Ein systematischer Vergleich der verschiedenen Wahrnehmungen der MitarbeiterInnen wie auch der Situationsvergleich in verschiedenen Zeiträumen ist möglich, was Veränderungen betrifft.



AUSGEWÄHLTE METHODEN DER (THEMEN- UND) STADTTEILERKUNDUNG

15

METHODEN

1. **Festlegung der Beobachtungssegmente**

(Planquadrate, begrenzt durch bestimmte Straßenzüge) nach regionalen und praktischen Kriterien. Übertrag auf einen großen Stadtplan, auf dem Treffpunkte, Institutionen, Treffs etc. mit verschiedenfarbigen Nadeln versehen werden können.

2. **Besuch der Planquadrate alleine oder in Zweiertteams (von professionellen Akteuren der Altenarbeit).**

Begehungen zu unterschiedlichen Zeitpunkten und Tagen. Auf einer kleinen Karte werden Beobachtungen eingetragen, auf einem Notizblock oder Diktiergerät Wahrnehmungen festgehalten. (z.B. welche alte Menschen sind im öffentlichen Raum?; Welche Orte werden gemieden?; Tauben/Hundeproblem?).

3. **„Befragungsphase“ – Stadtteilbegehung mit älteren Menschen,** die dieses Planquadrat / die sozialräumliche Gegebenheit kennen.

Wichtig: Raum für Gespräch und Dokumentation. Ziel: tiefere Einblicke zu erhalten in die sozialkulturelle Infrastruktur. Fragen können sein: Wo treffen sie sich?; Welche Gruppen gibt es?; Welche Orte erlauben z.B. ausreichend Sitzgelegenheiten; Wie ist die Erreichbarkeit? usw. ...

4. **Gespräche mit InstitutionsvertreterInnen**

aus dem Stadtteil. Ziel: vergleichende Einschätzung der seitherigen Informationen mit Stadtteilinstitutionen.

5. **Interviews mit Schlüsselpersonen**

■ **Zeitraum**

1–3 Monate

Materialien

Unverzichtbar	Sinnvoll
■ Großer Stadtteilplan	
■ Verschiedenfarbige Nadeln	
■ Stift	
■ Notizblock oder Diktiergerät	

Die strukturierte Stadtteilbegehung stellt zwar ein zeitaufwendiges Verfahren dar, führt aber in der Praxis zum Erwerb eines präzisen sozialräumlichen Verständnisses. Fachkräfte können sich selber ein Bild machen, etwa über Distanzen, die ältere Menschen zurücklegen müssen.

■ **7. Wunschbaum**

In einer Einrichtung (z.B. Kirchengemeinde) wird ein „Wunschbaum“ aufgestellt, an den z.B. Ältere Wunschzettel hängen können.

■ **Für welche Situation geeignet?**

■ Zum Herausfinden von Wünschen, Ideen und Bedürfnissen von älteren Menschen.

■ **Zeit und Voraussetzung**

■ Gut erreichbarer Platz für den Baum

■ Unbegrenzte Teilnehmerzahl

■ Ca. 2 Wochen Laufzeit (darunter 2 Treffen von ca. 2 Stunden für Konsequenzen und Umsetzungsmöglichkeiten)

■ Um Hemmschwellen zu überwinden, kann es hilfreich sein, die Wunschzettel in Kleingruppen zu erarbeiten

■ **Vorüberlegungen**

■ Nach welchen Wünschen sollen ältere Menschen befragt werden?



AUSGEWÄHLTE METHODEN DER (THEMEN- UND) STADTTEILERKUNDUNG



- Fragestellung eher allgemein „Was ich mir in meinen Stadtteil wünsche...“ oder konkret „Meine Wünsche für den neuen Begegnungsort“
- Wo (in welcher Einrichtung) soll die Aktion stattfinden?
- Welche Gruppe soll angesprochen werden? Kinder, Jugendliche, Alter, Wohngebiet ...
- Danach Auswertung durch Organisatoren.
- Anschließend Einladung älterer Menschen, um über die Wunschzettel und die Konsequenzen (z.B. für die Kommunalpolitik zu diskutieren).

Materialien

Unverzichtbar	Sinnvoll
<ul style="list-style-type: none"> ■ Gut verzweigter Baum (1,50–2 Meter hoch) oder mehrere große Zweige ■ Moderationskärtchen oder Karteikarten (1 mal gelocht) für die Wünsche ■ Filzstifte ■ Draht oder Bindfaden ■ Pappschild (für Titel, Motto und Fragestellung) 	

Durchführung

- An einem gut erreichbaren Ort in der Einrichtung wird der Baum aufgestellt. Das Schild mit der Aufschrift Wunschbaum und der Fragestellung wird angebracht.
- Ermutigung und Erklärung, was mit den jeweiligen Äußerungen geschehen soll.
- Der Baum bleibt eine begrenzte Zeit stehen (ca. 1–2 Wochen).

Literatur

- Ortman, Norbert (1996): *Methoden zur Erkundung von Lebenswelten*, in: Ulrich Deinet/Benedikt Sturzenhecker (Hg.) (1996): *Konzepte entwickeln*, Weinheim und München, S. 26-34
- Krisch, Richard (2003): *Methoden einer sozialräumlichen Lebensweltanalyse*, in: Deinet, Ulrich/Krisch, Richard (2003): *Der sozialräumliche Blick der Jugendarbeit. Methoden und Bausteine zur Konzeptentwicklung und Qualifizierung*, Opladen, S. 87-154
- Ministerium für Frauen, Jugend, Wohnungs- und Städtebau des Landes Schleswig-Holstein (1997): *mitreden – mitplanen – mitmachen. Kinder und Jugendliche in der Kommune, Bezug Deutsches Kinderhilfswerk*, Berlin
- Deinet, Ulrich (1999): *Sozialräumliche Jugendarbeit. Eine praxisbezogene Anleitung zur Konzeptentwicklung in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit*, Reihe: Focus Soziale Arbeit Band 4, Opladen; hier: insbesondere S. 72-85
- Schneider, Johann (2005): *Sozialraum Stadt. Sozialraumorientierung kommunaler (sozial-)Politik – eine Einführung in die Sozialraumanalyse für Soziale Berufe*, Frankfurt
- Riege, Marlo/Schubert, Herbert (Hrsg.) (2005) (2. Auflage); *Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis*, Wiesbaden
- Gillich, Stefan (Hrsg.) (2007): *Nachbarschaften und Stadtteile im Umbruch. Kreative Antworten der Gemeinwesenarbeit auf aktuelle Herausforderungen*, Gelnhausen
- Lüttringhaus, Maria/Richers, Hille (2003): *Handbuch Aktivierende Befragung. Konzepte, Erfahrungen, Tipps für die Praxis*, WorVerlag Stiftung Mitarbeit, Bonn

STEFAN GILLICH

Jg. 1957, Dipl. Sozialpädagoge, Dipl. Pädagoge, Studium der Soziologie, Leitung der Abteilung „Existenzsicherung, Armutspolitik, Gemeinwesendiakonie“ in der Diakonie Hessen, Frankfurt/M. Zuvor ein Jahrzehnt als Dozent im Burckhardthaus, Ev. Institut für Fort- und Weiterbildung, bundesweit für die Qualifizierung in Gemeinwesenarbeit und Sozialraumorientierten Konzepten zuständig.



MIT SENIORENARBEIT DEN SOZIALEN RAUM GESTALTEN

Von der Fürsorge zur Förderung der Potenziale



METHODEN

17

Im Zuge des sich wandelnden Altersbildes und des demografischen Wandels hat sich ein Paradigmenwechsel von der Fürsorge zur Aktivierung von Kompetenzen und Ressourcen für die Lebensphase Alter vollzogen. Während in der Altenhilfe die Unterstützung hilfebedürftiger Menschen im Vordergrund steht, liegt in der Seniorenarbeit der Akzent auf der Ausgestaltung der Lebensphase „Alter“ und der aktiven Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle im Alter.

Um dem Wunsch vieler älterer Menschen „so lange wie möglich zu Hause zu bleiben“ gerecht zu werden, müssen sich die Altenhilfe und Seniorenarbeit auf das *Verbleiben in der Nachbarschaft / im Quartier* ausrichten. Dies ist vor allem vor dem Rückgang der Bevölkerung, der Zunahme alleinstehender älterer Menschen und Verringerung des Potenzials helfender Angehöriger zu sehen. Dies bietet der Ansatz der gemeinwesenorientierten Seniorenarbeit, die darauf ausgerichtet ist, eine selbstständige Lebensführung im Alter zu erhalten: Dieser Arbeits- bzw. Handlungsansatz ist

- präventiv ausgerichtet (gesundheitliche und soziale Prävention),
- stärkt die Selbstorganisation und die Selbsthilfe (Aufbau sozialer Netzwerke),
- fördert das bürgerschaftliche Engagement und
- ermöglicht gesellschaftliche Teilhabe (Gestaltung von Partizipationsmöglichkeiten).

Gemeinwesenorientierte Seniorenarbeit berücksichtigt nicht nur Merkmale der offenen Seniorenarbeit, sondern ist auch sozialräumlich ausgerichtet. Dies bedeutet, dass sich an den Bedürfnissen und Interessen der älteren Menschen in ihrem Sozialraum/

in ihrem Gemeinwesen orientiert wird. Dies kann ein Stadtteil, eine Gemeinde, ein Dorf oder auch eine Wohnsiedlung sein. Gemeinwesenarbeit nutzt und stärkt persönliche Ressourcen der dort lebenden Menschen, die sozialen Ressourcen, die durch Beziehungen untereinander und zwischen den Generationen entstehen sowie vorhandene infrastrukturelle Ressourcen im Stadtteil.

■ **Nachbarschaftsarbeit – wichtiger Schwerpunkt in der gemeinwesenorientierten Seniorenarbeit**

Seit Beginn der 1990er Jahre sind in der gemeinwesenorientierten Seniorenarbeit Nachbarschafts-Projekte immer zahlreicher und auch vielfältiger geworden. Während früher Nachbarschafts-Projekte auf Nachbarschaftshilfe beschränkt waren, haben sie sich durch die demografische Entwicklung, die Ausweitung der Altersphase und die vielfältigen Lebenssituationen verändert und sind vielfältiger geworden: Sie fördern und intensivieren Begegnung, gemeinsames Miteinander, bürgerschaftliches Engagement und gegenseitige Unterstützung in der Nachbarschaft. Ältere und alte Menschen sind hier sowohl Initiatoren und Mitwirkende als auch Nutzende von Nachbarschafts-Projekten.

■ **Nachbarschaftsarbeit – Was ist das?**

In der gemeinwesenorientierten Seniorenarbeit hat sich der Aufbau von Nachbarschafts-Projekten zu einem eigenständigen Ansatz entwickelt. Ausgehend von einem Verständnis von Nachbarschaft als Beziehungsgeflecht in der räumlichen Nähe, fördert Nachbarschaftsarbeit wohnortnahe Beziehungen durch freizeitorientierte, kulturelle



MIT SENIORENARBEIT DEN SOZIALEN RAUM GESTALTEN

Von der Fürsorge zur Förderung der Potenziale

18

METHODEN

und soziale Angebote, Aktivitäten und Infrastrukturen. Diese Angebote, Aktivitäten und Infrastrukturen können sowohl institutioneller (Kommunen, Wohlfahrtsverbände, Gemeinden, Vereine, Verbände usw.) als auch informeller bzw. selbstorganisierter Art sein. Die räumliche Nähe ist unterschiedlich weit zu fassen. Sie variiert je nach den (sozial-) räumlichen Begebenheiten wie z.B. in der Stadt und auf dem Land und nach dem Ziel des Nachbarschaftsprojekts. So kann räumliche Nähe ein Haus sein, ein Wohnblock oder gar mehrere Straßenzüge bis hin zum Stadtteil umfassen. Je enger die räumliche Nähe gefasst ist, umso mehr greifen die oft unbewusst angewandten „Umgangsregeln“ unter Nachbarn wie höfliche Distanz und ausgeglichene Balance von Nehmen und Geben, die das Miteinander untereinander beeinflussen und beim Aufbau von Nachbarschaftsprojekten mit zu berücksichtigen sind.

■ **Vier Bausteine einer lebendigen Nachbarschaftsarbeit**

Zu den vier Bausteinen einer lebendigen Nachbarschaft gehören

1. Kontakt und Begegnung
2. Soziale Netzwerke und Vernetzung
3. Bürgerschaftliches Engagement und Beteiligung
4. Unterstützung und Hilfe

Diese vier Bausteine stellen gleichzeitig vier Arbeitsfelder dar, um eine lebendige Nachbarschaftsarbeit aufzubauen. Sie unterstreichen, dass nach heutigem Verständnis lebendige Nachbarschaftsarbeit mehr ist als Nachbarschaftshilfe. Die einzelnen Bausteine stellen selbstständige Arbeitsfelder dar und können sich im Sinne der zeitlichen Weiterentwicklung in allen vier Stufen (Kon-

takt, soziale Netzwerke, bürgerschaftliches Engagement und Unterstützung) ausbreiten.

■ **1. Kontakt und Begegnung**

Dieser Baustein ist als der Grundbaustein bzw. das „Herzstück“ der lebendigen Nachbarschaftsarbeit anzusehen, auf dem die anderen Arbeitsfelder aufbauen. Kontakt und Begegnung ermöglicht, dass Menschen sich kennenlernen und Vertrauen gewinnen, um miteinander Beziehungen und soziale Netzwerke aufzubauen, gemeinsame Freizeitaktivitäten zu unternehmen, sich zu engagieren und/oder um Unterstützung zuzulassen. Mit dem Baustein „Kontakt und Begegnung“ werden wohnortnahe Beziehungen gefördert, indem bestehende Kontakte gepflegt und neue Kontakte im Alter ermöglicht und geknüpft werden können. Angebote wie ein gemeinsames Grillfest, ein Straßenfest, ein Frühstückstreff oder ein Mittagstisch sind gute Gelegenheiten Berührungsängste und Vorbehalte abzubauen und Kontakte zu vertiefen. Dabei ist zu betonen, dass für diesen Baustein besonders viel Zeit zu berücksichtigen und zu investieren ist.

■ **2. Soziale Netzwerke und Vernetzung**

Die Lebensqualität im Alter ist im Besonderen abhängig von der Einbindung in soziale Netze und Möglichkeit zur Teilhabe am sozialen und kulturellen Leben. Im Alter kommt es häufig zu einem Rückgang von Kontakten. Wohnortnahe Beziehungen können zum Beispiel durch selbstorganisierte Gruppen, Tauschringe, Telefonketten und Genossenschaften gefördert werden. Langfristig dient der Aufbau eines funktionierenden außerfamili-



MIT SENIORENARBEIT DEN SOZIALEN RAUM GESTALTEN

Von der Fürsorge zur Förderung der Potenziale



METHODEN

19

ären Netzwerkes der sozialen Vorsorge. Vernetzung vorhandener und neuer Aktivitäten in der Nachbarschaft ist ein wichtiger Baustein, damit vielfältigste Angebote und Aktivitäten älteren und alten Menschen in der Nachbarschaft zur Verfügung stehen und sie so lange wie möglich zu Hause wohnen bleiben können.

■ 3. *Bürgerschaftliches Engagement und Beteiligung*

Nachbarschaften sind wichtige Orte für bürgerschaftliches Engagement und Beteiligung. Denn ältere und alte Menschen können konkret erleben, was ihr freiwilliges Engagement bewirkt und dass sie Teil dieser Nachbarschaft sind. Für viele von ihnen ist es ein wichtiger Beweggrund eine Wohnumgebung zu schaffen, die nicht nur für sie selbst, sondern für alle Generationen lebenswert ist. So ist es nicht verwunderlich, dass sich zunehmend mehr ältere Menschen in der Gestaltung ihrer Nachbarschaft bzw. Wohnumgebung engagieren, sei es wenn es um die „Verschönerung“ von zentralen Plätzen geht oder um das Einrichten von „Begegnungsräumen“ für Jung und Alt geht. Eins ist sicher: Von gut funktionierenden Nachbarschaften profitieren alle (Generationen) in der Nachbarschaft.

■ 4. *Unterstützung und Hilfe*

Im Sinne der Nachbarschaftsarbeit können wohnortnahe Beziehungen durch

gegenseitige Unterstützung und Hilfe gefördert werden. Nachbarn sind im Unterstützungsnetzwerk älterer Menschen neben Familienangehörigen wichtig. Sie erledigen Einkäufe und sind für Notfälle da. Bevor aber Hilfe angenommen werden kann, sind das Kennenlernen und der Aufbau einer Vertrauensebene wichtig. Um gegenseitige Unterstützung vor allem bei häufiger bzw. regelmäßiger Hilfe ermöglichen zu können ist es wichtig, dem Aspekt „Nichts dem Nachbarn schuldig bleiben.“ besondere Aufmerksamkeit zu schenken. So muss eine ausgeglichene Balance von Geben und Nehmen ermöglicht werden. Tauschwährungen wie bei Tauschringen oder Aufwandsentschädigungen bei Einkaufs- und Haushaltshilfen können hier weiterhelfen. Verbindliche Unterstützung in der Nachbarschaft hat ihre Grenzen, denn sie ist meist nicht auf Dauer angelegt bzw. in einer langfristigen Regelmäßigkeit möglich.

Mehr Informationen

forum-seniorenarbeit.de / nachbarschaft-heute.de

Buchtipps

Forum Seniorenarbeit (Hrsg.): Aller Anfang ist schwer. Anfangssituationen von lebendigen Nachbarschaftsprojekten gestalten.

Diese und weitere Veröffentlichungen zur Nachbarschaft stehen als kostenloser Download auf nachbarschaft-heute.de/broschueren zur Verfügung.

Thorsten Mehnert, Ursula Kremer-Preiß: Handreichung Quartiersentwicklung. Praktische Umsetzung sozialraumorientierter Ansätze in der Altenhilfe. Diese kostenpflichtige Publikation kann auf der Internetseite www.kda.de bestellt werden.

ANNETTE SCHOLL

Seit 1993 arbeite ich im Kuratorium Deutsche Altershilfe (KDA) in Köln. Als KDA-Referentin habe ich u.a. langjährige Erfahrungen in der europäischen Seniorenpolitik und der gemeinwesenorientierten Seniorenarbeit in Deutschland. Seit fast 10 Jahren beschäftige ich mich mit dem Aufbau und der Gestaltung lebendiger Nachbarschaften. Im Rahmen meiner Arbeit spielt das internetgestützte Lernen und Arbeiten eine besonders große Rolle.



ALS KIRCHE UND DIAKONIE HEIMISCH SEIN ODER WERDEN IN DER DIGITALEN WELT



METHODEN

20

Hat die Kirche den digitalen Zug verpasst oder kommt sie – langsam aber sicher – in Fahrt? Anfang des Jahres 2017 ist im Internet (besonders bei Twitter) über die #DigitaleKirche diskutiert worden. Dabei sind viele interessante und bedenkenswerte Vorschläge gemacht worden. Diskutiert wurde unter anderem auch, welcher Weichenstellungen es bedarf, damit die scheinbare Trennung von realer und digitaler Welt in den Köpfen



© Lutz Neumeier

überwunden wird. Hier soll in Auszügen gezeigt werden¹, dass es für Kirche und diakonische Arbeit unumgänglich ist, digitale Beziehungsarbeit in den normalen Alltag zu integrieren. Dazu müssen alle Akteure – Haupt- wie Ehrenamtliche – beauftragt, ermuntert und befähigt werden und es sind die notwendigen Voraussetzungen zu schaffen – auch was die Arbeitszeit anbelangt.

■ 1. V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft

In der Kirchenmitgliedschaft-Untersuchung „Engagement und Indifferenz – Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis“ wurde 2014 festgehalten: „Insgesamt wird man mit einer deutlichen Zunahme internetbasierter Kommunikation rechnen... müssen.“² und: „Wie die Kirche internetbasierte Kommunikationswege wahrnimmt, auf welche Weise sie sie nutzt und ihnen Bedeutung beimisst, sollte ...künftig intensiv bedacht werden.“²

Die persönliche Beziehung zu den Menschen ist entscheidend wichtig. Dabei darf es nicht mehr bei der Beziehungsarbeit vor Ort von Angesicht zu Angesicht bleiben, die digitale Beziehungsarbeit muss als gleichwertig daneben stehend behandelt werden. Alle in Kirche und Diakonie Aktiven müssen die digitale Beziehungsarbeit notwendig in ihren Arbeitsalltag integrieren (siehe Folgerungen unter 5.).

■ 2. Pete Ward: Liquid Church³

Pete Ward, Professor am Kings College London, hat schon 2002 in seinem (englischsprachigen) Buch über „flüssige Kirche“ im Anschluss an Zygmunt Bauman über die Zukunft von Kirche in einer verflüssigten Gesellschaft nachgedacht. Er kommt zu wichtigen Einsichten: So erkennt er unter anderem, dass eine flüssige Kirche der Zukunft auf einer Serie von entstehenden und wechselnden Netzwerken basiert, durch die ein steter kommunikativer Strom entsteht:⁴

¹ Der ganze Artikel findet sich auf www.neumedier.de

² V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft (KMU) S. 31

³ Wipf and Stock Publishers 2002 + 2013, ISBN 978-1620329801

⁴ Ward S. 67

ALS KIRCHE UND DIAKONIE HEIMISCH SEIN ODER WERDEN IN DER DIGITALEN WELT

21

METHODEN

Die vernetzte Kirche würde Individuen, Gruppen und Organisationen in einer Serie von Strömen verbinden.

Dies könne geschehen durch Internetverbindung, E-Mail-Kommunikation, persönlichen Kontakt und lokale Zusammenkünfte.⁷ Das heißt, dass Ward hier keinen Unterschied macht, WIE die Kommunikation stattfindet. Wichtig ist, DASS Kommunikation immer wieder ermöglicht wird, in einem ständigen Entstehen und Verändern. Mitgliedschaft ist dann nach Ward auch nicht mehr an das Präsent-Sein vor Ort gebunden, sondern ergibt sich durch Teilnahme am Netzwerk.⁵ Gemeinschaft in einer verflüssigten Moderne ist einem steten Wandel unterworfen. Und dieser Wandel bedeutet auch, dass Smartphones als Bindeglied von Gemeinschaft verstanden werden: Textnachrichten zu senden und zu empfangen ist Gemeinschaft, eine Gemeinschaft, die auf Kommunikation beruht anstelle von Zusammenkunft. Trotzdem ist dies nicht eine virtuelle Gemeinschaft, da Sender und Empfänger sich kennen und auch immer wieder sehen. Ward folgert, dass christliche Gemeinschaft solche Kommunikation aufgreifen muss als Ausdruck christlicher Nachfolge. Und auch Vor-Ort-Gruppen sollten ihre Treffen ergänzen durch Kommunikation mit Handy und E-Mail.

Die in manchen Köpfen noch vorhandene Trennung von virtueller und realer Welt ist für viele Menschen heute so längst nicht mehr gegeben. Im Gegenteil werden die Kommunikationsmöglichkeiten per Smartphone ganz selbstverständlich in den Alltag integriert. Die Zukunft wird mit Ausweitung von augmented reality weiter in diese Richtung gehen.

■ 3. Seelsorge via Social Media

Tobias Großmann hat in seinem Plädoyer „Wie wir die Digitalisierung angehen“⁶ vorgeschlagen, die Begründungslast zur pfarramtlichen Internetpräsenzpflcht umzukehren, sodass Pfarrer/in sich nicht mehr rechtfertigen muss, wenn sie/er beruflich in den sozialen Netzwerken agiert, sondern eher, wenn nicht. Dies verstanden als Fortführung der Residenzpflicht. Entsprechendes müsse für alle in Kirche und Diakonie Aktiven gelten. So schreibt Großmann, dass konkrete und erkennbare Einzelpersonen wichtig sind (was eigentlich keinen Neuigkeitswert hat). Jeder Kontakt ist wichtig, egal ob über Telefon, Internet oder direkt von Angesicht zu Angesicht. Eine niedrigschwellige Erreichbarkeit des/der Pfarrer/in, Kirchen- oder Diakonievertreter/in durch das Gespräch suchende Gemeindemitglied ist über Social Media aber viel eher gegeben als ohne. Interaktion geschieht hier auch ganz von Mensch zu Mensch, ähnlich effektiv wie bei Telefonaten oder Begegnungen von Angesicht zu Angesicht. Der Verfasser hat schon 2007 eine kleine Untersuchung geschrieben über Möglichkeiten der Seelsorge im Internet (damals besonders das heute fast vergessene ICQ)⁷. Ähnliches hat Pfarrer Wolfgang Loest dazu deutlich gemacht: Durch digitale Medien ergeben sich für die Seelsorge neue Möglichkeiten, z.B. auch was die Uhrzeit der Kontaktaufnahme durch ein Gemeindemitglied anbelangt.⁸



⁵ Hier und folgende Gedanken: Ward S. 88f

⁶ <https://netzwerktheologie.wordpress.com/2017/03/31/wie-wir-die-digitalisierung-angehen/>

⁷ Download unter <http://neumedier.de/Chatkultur.pdf>

⁸ Wolfgang Loest: Digitalisierung, Pfarrberuf und Gemeinde auf evangelippisch.de am 27.02.2017

ALS KIRCHE UND DIAKONIE HEIMISCH SEIN ODER WERDEN IN DER DIGITALEN WELT



Wann Pfarrer/in auf eine nächtliche Anfrage reagiert hängt dann, so Loest, von „Zeitplanung, Berufverständnis und ... Dringlichkeit ab.“ Und auch das macht Loest deutlich: Durch die Niedrigschwelligkeit der Kontaktmöglichkeit und die größere Selbstbestimmung der Intensität eines solchen Kontaktes fällt es sicher vielen Gemeindemitgliedern leichter, mit ihrer Pfarrerin/ihrem Pfarrer vermittelt durch Smartphones Kontakt aufzunehmen. Nicht zu vergessen: Das Smartphone ist bei Vertreter/innen von Kirche und Diakonie heute fast immer dabei, sie sind damit noch leichter zu kontaktieren als beispielsweise über einen Anrufbeantworter.⁹

■ 4. *Postings auf Facebook, Instagram, Snapchat oder in Whatsapp-Gruppen*

Viele Gemeinden werben bereits auf Facebook für ihre Arbeit, zum Beispiel durch Veranstaltungshinweise oder Berichte und Bilder von vergangenen Veranstaltungen. Solche Postings sind gut und nützlich, um – wie Christoph Breit schreibt – auf der Timeline, also im Leben, der verbundenen Nutzer vorzukommen¹⁰ und ganz banal auch, um auf die jeweilige Veranstaltungen hinzuweisen und einen Nutzer vielleicht doch zum Erscheinen vor Ort zu motivieren. Darüber hinaus wird aber die vielfältige Arbeit von Kirche und Diakonie auch für einen eher distanzierteren Kreis immer wieder augenfällig. Auch das hat seinen Nutzen an sich. Wirklich „social“ werden Postings aber erst durch Kommunikation:

In Postings zu Kommentaren zu ermuntern oder Fragen zu stellen, um eine Diskussion anzuregen, bringt das Posting die Kirche immer wieder in den Blickwinkel der Nutzer/innen, und auf der Timeline nach oben. Eine

weitere Möglichkeit: Senioren/innen erhalten Glückwünsche zum Geburtstag in fast allen Gemeinden durch Besuch oder mindestens per Brief. Jüngere Menschen können ohne großen Aufwand durch einen Glückwunsch auf Facebook erreicht werden. Fast immer werden diese Glückwünsche geliked und fast ebenso häufig bedankt sich der/die Empfänger/in. Das kostet auf Facebook nur wenige Sekunden und man erreicht zur Zeit sehr viele Menschen über ca. 20 Jahre. Nicht zuletzt ist wichtig, dass Vertreter/innen von Kirche und Diakonie als Menschen in Postings immer wieder auch persönlich erkennbar sind. So ist auch ein gelegentliches Bild von einer Freizeitaktivität gut und wichtig (wie oft und weit dies passiert, wird jede/r für sich selbst herausfinden müssen). Siehe dazu auch Tobias Graßmann unter seinem Punkt 3.⁶

■ 5. *Folgerungen und Forderungen für die digitale kirchliche und diakonische Praxis*

Einige erste Schritte, die dringend der Umsetzung bedürfen:

5.1. Die dienstliche Nutzung von Facebook und Co. sowie Whatsapp wird EKD-weit erlaubt und gefördert und in Dienstrecht und Aufgabenbeschreibungen implementiert.

5.2. Es ist eine allgemeine **kirchenweite Einführung von Dienst-Smartphones** für Mitarbeiter in Diakonie und Kirche zu or-



⁹ Siehe „Kirche in der Hosentasche“ auf explizit.net vom 30.3.2017

¹⁰ Christoph Breit im Blogeintrag vom 6.4.2017 auf <http://elkb2punkt0.bplaced.net/wordpress/>

ALS KIRCHE UND DIAKONIE HEIMISCH SEIN ODER WERDEN IN DER DIGITALEN WELT

ganisieren (eine Rufumleitung vom privaten Handy auf das Diensthandy ist einfach, so müssen nicht zwei Handys herumgetragen werden).

5.3. Hauptamtliche in Kirche und Diakonie bekommen den Auftrag, mindestens eines

der **sozialen Netzwerke auch dienstlich zu nutzen**.

Eine Trennung von Dienst/Privat ist entweder durch Gruppieren der Kontakte (bei Facebook z.B. in Freunde und Bekannte) oder durch spezielle dienstliche Accounts zu regeln.

Martin Luther und Social Media 9.5 Thesen



- 1. Luther hätte einen gut gefüllten Blog**
Was heute das Bloggen war vor 500 Jahren das Verfassen von Flugschriften. Über 200 davon hat Luther verfasst und sie fanden im Vergleich zu anderen Autoren seiner Zeit die mit Abstand größte Verbreitung (ca. 1/4 aller Flugschriftendrucke der 1520er Jahre sind Drucke und Nachdrucke der Werke Martin Luthers). Die Flugschriften hatten meist aktuelle Anlässe, befassten sich dann aber regelmäßig mit neuen Artikeln gefüllt.
- 2. Luther würde Facebook nutzen**
Gedanken und Bilder, Erlebnisse und Meinungen auszutauschen, das ist auf Facebook Alltag für viele Menschen heute. So kann man im Kontakt bleiben und erfährt, was Freunde und Bekannte bewegt. Und immer wieder wird auch geteilt, was empört und verärgert. Man kann kommentieren, etwas gutheißen oder sich aufregen. Luther war es immer wichtig, dass der wahre Glaube in der Welt gehört werde. Ganz sicher hätte er Facebook genutzt mit all seinen Möglichkeiten der Kommunikation und Verbreitung von Meinungen und auch Veranstaltungen.
- 3. Luther hätte ein Twitter-Account**
Kurz und prägnant manchmal auch schwierige Sachverhalte darzustellen ist die Kunst des Twitters. Luther war ein Meister der prägnanten Aussagen: „Sola scriptura, sola gratia, sola fide und solus Christus“, das sind ganze 57 Zeichen, die alles sagen. Oder These 43 mit 114 Zeichen: „Man soll die Christen lehren; Dem Armen zu geben oder dem Bedürftigen zu leihen, ist besser, als Ablass zu kaufen.“ Auch bei seinen Geben oder dem Bedürftigen zu leihen, ist besser, als Ablass zu kaufen.“ Auch bei seinen Tischreden fand er kurze und knappe Sätze, manche Redewendungen bis heute. Sie wurden von den Studenten am Tische notiert und später verbreitet.
- 4. Luther würde Lukas Cranach mit Instagram beauftragen**
Holzschnitte, die den Christen das Evangelium anschaulich machen oder die Luthers Widersacher als Teufel darstellen, fotografische Gemälde von Martin Luther und seiner Käthe oder von den anderen Reformatoren. Viele reich verzierte Deckblätter für die gedruckten Flugschriften, all das sollte den Menschen die wahre Lehre vor Augen führen. Martin Luther war neben Adel und Klerus der meist fotografierte-porträtierte Mensch seiner Zeit. Lukas Cranach wäre sicher der Instagram-Beauftragte Luthers gewesen.
- 5. Luther hätte Sympathien für Snapchat**
Schnell reagierte Luther immer wieder auf Vorwürfe und Anfeindungen mit mehr oder weniger ausführlichen Antworten, nicht alle waren für die Ewigkeit bestimmt. Snapchat löst die Nachrichten automatisch nach 24 Stunden. Etwas längere Schriften aber hätte er später hätte sich Luther sicher gewünscht. Manche seiner eigenen Schriften aber hätte er später lieber gelöscht gesehen. So Luther im O-Ton: „Ich will nicht, dass meine Bücher verbreitet werden, schon gar nicht die früheren. Ja, ich hätte am liebsten sie würden alle vergessen.“ Denn die ganze Kirche ist voll von Büchern, aber die Bibel wird verachtet.“

- 6. Luther wär Youtuber**
Man stelle sich das nur einmal vor: Ein Video, wie Luther die Bannendrohgebülle theatralisch verbrennt mit den Worten: „Weil du die Wahrheit Gottes verdorbt hast, verderbe dich das ewige Feuer.“ Das wäre in Windeseile viral gegangen. Aber vielleicht hätte er auch das Gewitter gefürchtet. Das wäre in Windeseile viral gegangen. Aber vielleicht hätte er auch das Gewitter gefürchtet. Das wäre in Windeseile viral gegangen. Aber vielleicht hätte er auch das Gewitter gefürchtet.
- 7. Luther hätte ständig Whatsapp genutzt**
Von Mensch zu Mensch zu kommunizieren, das war Luther besonders wichtig. Im direkten Gegenüber mit Mitstreitern, Schülern und auch Widersachern lag klar seine Stärke. Whatsapp wäre daher das Medium seiner Wahl gewesen.
- 8. Luther würde in Kirchen, auf Barcamps und bei Vorträgen seine Erkenntnisse teilen**
Die theologische Diskussion, das Lernen von guten Beispielen, das Verbreiten des wahren Evangeliums, all das hätte Luther auf seinen Reisen durch die deutschen Lande, und womöglich darüber hinaus, weitergegeben. Die Mitarbeit anderer hat er geschätzt, sei es bei der Bibelübersetzung oder bei grundlegenden Schriften wie der Confessio Augustana. Sicher wäre Luther ein kommunikativer Handelsreisender gewesen in Sachen Wort Gottes - und immer dabei: die Pfri-Abteilung aus Wittenberg.
- 9. Luther war es ein Anliegen, Fakten zu checken**
Ablass kaufen zum Erlass zeitlicher Sündenstrafen im Fugleuer? Fegfeuer überhaupt? Kirchenschatz an guten Werken von Christus und den Heiligen? Alles Fake-News! So sind Martin Luthers 95 Thesen zu verstehen als eine theologische Widerlegung der falschen Lehren einer Kirche, die sich damals von den Wurzeln der Lehre Jesu entfernt hatte. Zurück zur wahren Lehre Jesu, das war Luthers Hauptanliegen.
- 9.5 Luther ganz social, alles Creative commons**
An wirtschaftlicher Vermirkung war es Martin Luther nicht so gelegen. Die wahre evangeliumsgemäße Lehre und ihre Verbreitung war sein Ziel. Zum Leidwesen seiner Käthe hat er auf den wirtschaftlichen Nutzen dabei nicht geachtet. In seinem Testament schrieb er: „Ich habe eine wunderliche Haushaltung, ich verzehre mehr, als ich einnehme.“ So wurden in Wittenberg und überall im Lande seine Schriften gedruckt und nachgedruckt, wieder und immer wieder.

Hätte Luther beim Verfassen der 95 Thesen, ursprünglich auf Latein, noch nicht gedacht oder daran gedacht, wie rasch sie sich im ganzen Lande ausbreiten würden, so hat er später alle firm zur Verfügung stehenden Medien geschickt zu nutzen gewusst und anders als seine Widersacher sich der deutschen Sprache bedient, auf dass alle ihn verstehen könnten. Luther war damit der erste, der eine breite öffentliche Wirkungskraft in seiner medialen Kommunikation erreichte, gleichsam einen multimedialen Sturm auslöste, den es vorher so noch nicht gegeben hatte. Seine Schriften und Gedanken wurden geteilt und weitergegeben, diskutiert und abgelehnt, verehrt und verworfen. Alles aber, was er veröffentlicht hat und in den sozialen Medien veröffentlicht hätte, hätte nur einem Zweck gedient; der Weitergabe des Wortes Gottes. Und Folger hätte Luther dabei auf allen Social media-Kanälen rasch und in großer Zahl hinter sich versammelt gefunden.



ALS KIRCHE UND DIAKONIE HEIMISCH SEIN ODER WERDEN IN DER DIGITALEN WELT



■ **Martin Luther und Social Media** **9.5 Thesen**

Für Martin Luther war es ein schneller Lernprozess: Hatte er die 95 Thesen zuerst nur auf lateinisch geschrieben, so merkte er sehr schnell, dass auf die Thesen und alle seine Gedanken in deutscher Sprache geschrieben und gedruckt sich sehr schnell im ganzen Land verbreiteten.

Für uns ist es heute manchmal auch schwer, die Entwicklung in der Medienlandschaft so schnell nach zu vollziehen, wie sie sich wandeln. Und doch ist es für die Kirche heute genauso wichtig wie einst für Luther, den Medienwandel mit zu gehen:

Das Internet entwickelt sich rasant weiter: Facebook ist heute fast jedem bekannt, auch Twitter hat jeder schon gehört, wenn auch vielleicht noch nicht genutzt.

Instagram, die Foto-App für Smartphones ist da bei etwas älteren noch nicht ganz so bekannt: Fotos und Videos können mit Bekannten geteilt werden, diese können dann ihr Gefallen ausdrücken und Kommentare schreiben. Über die App Snapchat lassen sich Bilder und Videos teilen und man kann auch chatten mit dieser App. Nach 24 Stunden ist jeder Beitrag auf Snap-

chat automatisch gelöscht. YouTube dagegen bietet sich für das dauerhafte Teilen von Videos an und lässt Kommentare zu. Whatsapp kennt wohl jede/r Smartphonebesitzer/in. Auch wenn es sicherere Alternativen gibt, konnten sich diese aber bislang nicht durchsetzen. Und eher für Insider sind Barcamps, auf denen diese sich gegenseitig die neuesten Errungenschaften des medialen Zeitalters vorstellen und so auch vom Wissen der anderen profitieren. In den Bereichen von Lehre und sozialem Handeln wird darauf geachtet, dass neue Ressourcen anderen kostenfrei zur Verfügung gestellt werden. Dazu wurden verschiedene Lizenzen unter dem Schlagwort „creative commons“ (de.creativecommons.org) entwickelt.

Will Kirche weiterhin nah bei den Menschen sein, dann tut sie gut daran, sich den Social Media zu öffnen und diese ausgiebig zu nutzen. Dann ist sie (mit dem Smartphone) jedenfalls potentiell in jeder Hand.



LUTZ NEUMEIER

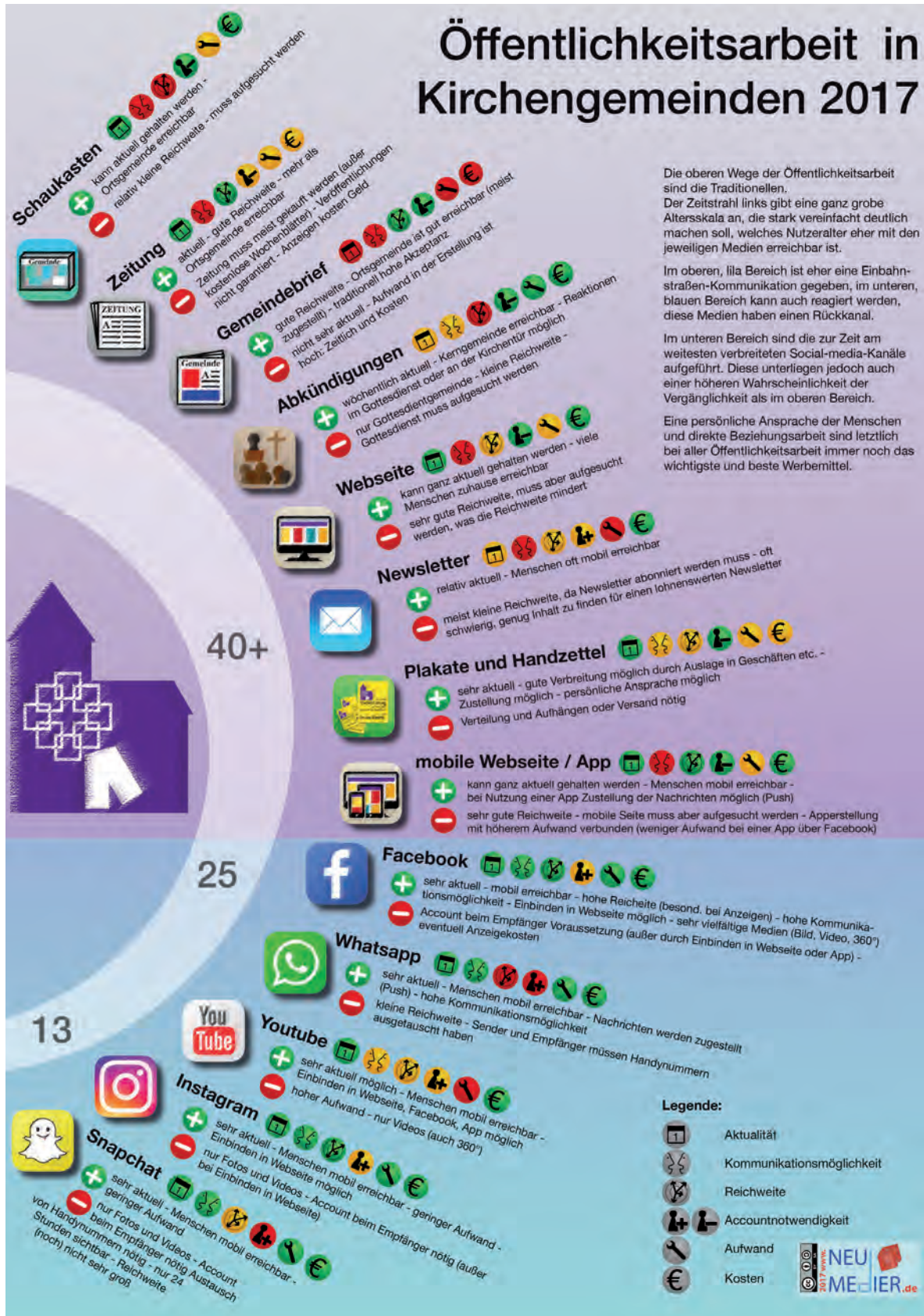
war schon Anfang der 1990er Jahre im neu entstandenen Internet aktiv, ziemlich schnell auch im Gestalten von Inhalten. Nach drei Jahren in der Kirche von England kam er Ende der 1990er Jahre als Pfarrer zurück nach Oberhessen und arbeitet seit 2007 in der Ev. Marienstiftsgemeinde in Lich. Als ausgebildeter Medienpädagoge ist er immer an neuen kreativen Möglichkeiten für Jugend- und Konfirmandenarbeit interessiert und auch auf den meisten gängigen Social-Media-Kanälen aktiv. Zu Medienpädagogik und Social-Media-Arbeit wird er immer wieder für Workshops und Artikel angefragt. Mehr auf seiner Webseite www.NEUMEdIER.de



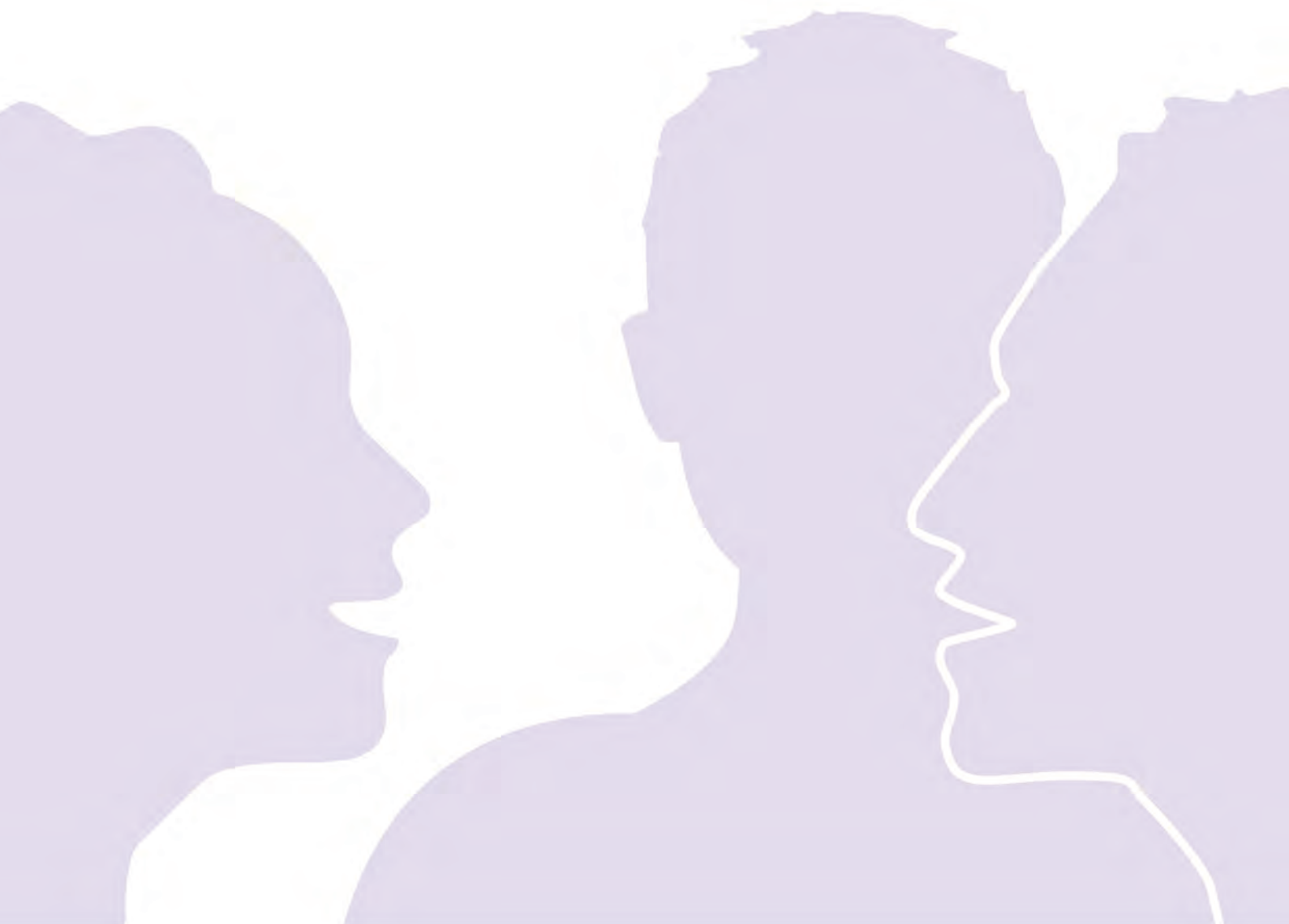
ALS KIRCHE UND DIAKONIE HEIMISCH SEIN ODER WERDEN IN DER DIGITALEN WELT

25

METHODEN



PRAXISBEISPIELE



„ANDERS KÖNNEN WIR GAR NICHT...“

Gute Zusammenarbeit für ein gutes Gemeinwesen: Ev. Kirchspiel
Neuenstein und Kommunale Gemeinde Neuenstein



PRAXISBEISPIELE

1

Vielleicht ist die Gemeinde Neuenstein ja eine Ausnahme. Aber eigentlich sind wir wie alle anderen ländlichen Gemeinden in Nordhessen auch: Acht Dörfer, die sich nach der Kommunalreform von 1972 erst einmal zusammenfinden mussten. Und manchmal merkt man die Dissonanzen noch immer. Betroffen vom Strukturwandel, weichen Handwerksbetriebe und die kleinbäuerliche Landwirtschaft immer mehr zurück, Logistikunternehmen siedeln sich an. Die A7, Stromtrassen und die ICE Strecke setzten Wunden in die Landschaft. Der Bevölkerungsrückgang auf etwa 3.100 Einwohner und spürbarer Wegzug aus beruflichen Gründen lassen den Altersdurchschnitt steigen. So wie die Dörfer kommunal zu einer Einheit wurden, sind aus den einzelnen dörflichen Kirchengemeinden erst Gesamtverbände, dann Kirchspiele und nun bald eine Kirchengemeinde Neuenstein geworden. Hier vollzieht sich das verwaltungstechnische Zusammenwachsen langsam, unterstützt von vielen gemeinsamen Aktionen. Die Menschen setzten sich ein für Zusammenschlüsse, die zu ihnen passen und kämpfen gegen Eingriffe in die Lebensqualität ihrer Heimat.

Wie an einer Perlenschnur entlang dem Geisbach aufgereiht liegen die Dörfer. Dadurch ist die gewachsene, räumliche Verbindung wahrzunehmen, und so gehören wir, bei viel dörflicher Eigenständigkeit, zusammen.

Nachbarn über Generationen, Nachbarn seit dem Zuzug, seit Kindertagen oder seit kurzem. Nachbarn, die sich verstehen und Nachbarn, die sich nicht mögen. Menschen, die aufgrund ihres Zusammenlebens in der Gemeinde zu einer Nachbarschaftsfamilie verbunden sind. Das in den Dörfern tiefverwurzelte Gefühl für Hilfsbereitschaft und Mit-

einander ist traditionell geprägt von der früher notwendigen gegenseitigen Hilfe in der Landwirtschaft und dem christlich-diakonischen Gedanken.

*Seit einigen Jahren gibt es den Verein **mum e.V.** Menschen unterstützen Menschen in Neuenstein. Übergreifend für alle Dörfer wird Hilfe und Unterstützung vermittelt, Begegnung gefördert und Qualifizierung für das Ehrenamt angeboten. 2008 traf sich erstmals ein Runder Tisch zum Thema demografischer Wandel: Welche Veränderungen sind absehbar und welche Schwierigkeiten für die Gemeinschaft sind zu erwarten? Zu den Gesprächen waren eingeladen: Vertreter der politischen Gremien und der Parteien, Vertreter*innen der Kirchengemeinden, des Seniorenbeirats, der Vereine und interessierte Bürger*innen – eine Bestätigung der gewachsenen Zusammenarbeit. Schnell entsteht der Gedanke, einen Verein zu gründen, der als Ziel die ehrenamtliche Begleitung und Betreuung der Senior*innen hat. Ihnen soll Unterstützung zukommen, damit sie solange wie gewünscht und möglich in ihrem Zuhause verbleiben können. Im Januar 2010 wurde der Verein gegründet. In der Satzung ist klar festgeschrieben, dass im Vorstand immer Bürgermeister, Pfarrer und Vertreter aus politischen und kirchlichen Gremien gleichermaßen vertreten sein sollen. Der Verein startete mit 50 Mitgliedern und ist jetzt auf 90 Mitglieder angewachsen. Viele Gedanken machte man sich über ein System der Anerkennung der ehrenamtlich geleisteten Hilfe. Man entschied sich für ein System der ‚Punkte für Zeit‘, wobei eine Stunde Hilfe zwei Punkten entspricht, die angespart werden können. Das Punktesystem macht freiwilliges Engagement sichtbar, und*



„ANDERS KÖNNEN WIR GAR NICHT...“

Gute Zusammenarbeit für ein gutes Gemeinwesen: Ev. Kirchspiel
Neuenstein und Kommunale Gemeinde Neuenstein

2

PRAXISBEISPIELE

betont die Grundhaltung der Gegenseitigkeit, da die Punkte später wiederum gegen Hilfe eingelöst werden können. Nach den ersten Jahren, in denen der Vorstand und Zivildienst- / Bundesfreiwilligendienstleistende die Arbeit in Gang brachten, gibt es seit zwei Jahren eine hauptamtliche Mitarbeiterin in Teilzeit, deren Arbeitsstelle über Fördergelder für weitere zwei Jahre gesichert werden konnte. Sowohl die politische Gemeinde als auch die kirchliche Gemeinde unterstützen e.V. mit vorhandenen Ressourcen.

Das Zusammenspiel von kirchlicher und politischer Gemeinde in der Gemeinwesenarbeit gelingt in Neuenstein besonders gut aufgrund unkomplizierter Verfahren und dem gemeinsamen Ziel: Der Erhaltung und Förderung der Qualität des Zusammenlebens für alle Generationen in den Dörfern und der aktiven Unterstützung von Nachbarschaftshilfe und freiwilligem Engagement. Um diesen Vorsatz zu erreichen, arbeiten die Beteiligten mit großer Leidenschaft, mitreißender Überzeugung und auch Hartnäckigkeit. Es werden keine künstlichen Barrieren aufgebaut; etwaige Ressentiments werden mit einer gewissen Unbekümmertheit auch mal bewusst übersehen. Denn es geht um die Menschen und den Einzelnen.

mum e.V. macht keine Zielgruppenarbeit. Es ist vielmehr das Ziel, die Gruppen zu verbinden.

Kooperationen mit Vereinen und der Jugendarbeit (auch ein gemeinsames Projekt von Kirche und Kommune) sind wichtig, so kommt es zu neuen Konstellationen, generationsübergreifend und ideenstiftend. Wir bringen zu Begegnungen zusammen, betonen das Verbindende und die Stärken. Die niederschwellige Konzeption ermöglicht schnelle Reaktion und kurzfristige Angebote.

- Zum monatlichen **Kaffeeklatsch** sind alle Neuensteiner eingeladen. Es gibt einen regelmäßigen Wechsel zwischen zwei Orten und es ist uns eine große Freude, dass Menschen aus allen Dörfern zusammenkommen. Es gibt wenig Programm, die Gespräche untereinander stehen im Vordergrund.
- Das **Reparatur Café** ist ein vierteljährliches Angebot. Fachleute, Bastler und Tüftler stellen ihre Zeit und ihr Können zur Verfügung um Dinge zu reparieren, die sonst weggeworfen würden. Oft sind es nur Kleinigkeiten, aber es kann auch eine richtige Herausforderung werden. Die Gäste warten, mehr oder weniger geduldig, man kommt ins Gespräch und bei einer Tasse Kaffee werden neue Bekanntschaften gemacht.
- **Familien-Spielenachmittag.** Gemeinsam mit der Evang. Jugendarbeit veranstalten wir zweimal im Jahr einen Spielespielenachmittag. Es ist ein großer Spaß und bringt die Generationen zusammen.
- **Neuensteiner Filmtag,** auch eine zweimal jährlich wiederkehrende Veranstaltung. Nachmittags ein Familienfilm, abends ein Spielfilm, dazwischen ein gemeinsames Abendessen. Jeder entscheidet frei, was besucht wird.
- Einmal wöchentlich wird in der Schulzeit nachmittags **Hausaufgaben-Hilfe** für die 1. bis 10. Klasse angeboten.
- Der 1. Neuensteiner **Gesundheitstag** war mit 38 lokalen und regionalen Ausstellern, rund 20 Fachvorträgen und ca.



„ANDERS KÖNNEN WIR GAR NICHT...“

Gute Zusammenarbeit für ein gutes Gemeinwesen: Ev. Kirchspiel Neuenstein und Kommunale Gemeinde Neuenstein



PRAXISBEISPIELE

3

800 Besuchern eine erfolgreiche Kooperation mit der Ortsgruppe des VdK. Information, Begegnung und die Vernetzung der Angebote vor Ort.

- *Im Januar veranstaltet mum e.V. traditionell einen **Neujahrsempfang**. Ein Dankeschön für alle freiwillig engagiert und ehrenamtlich tätigen Menschen in Neuenstein. Ein Sonntagnachmittag mit Live-musik oder Kabarett, mit Gesprächen und natürlich Kaffee und Kuchen.*

Für die regelmäßigen Veranstaltungen haben sich Teams von freiwillig Engagierten gebildet. Kernthema des Vereins ist unverändert die Nachbarschaftshilfe, Beratung und Unterstützung in besonderen Lebenslagen. Diese Hilfe wird größtenteils von freiwillig Engagierten erbracht. Anfragen kommen nach Begleitungen zu Ärzten, Besuchen bei Demenzerkrankten, Entlastung von pflegenden Angehörigen, Begleitung bei Spaziergängen, Unterstützung bei Anträgen, Einkäufe bei Krankheit u.w.m. Wenn möglich, versuchen wir Menschen, die um Hilfe nachfragen, selbst um Unterstützung zu bitten. Vielleicht geht es einen Kuchen beizusteuern, im Reparatur Café mit zu helfen oder einfach mal ein Lied anzustimmen, weil wir sonst wieder viel zu tief singen... Wir schließen niemanden aus, Mitgliedschaft im Verein ist wünschenswert, aber nicht Bedingung. Für freiwillig Engagierte wiederum gibt es Fortbildungsangebote, um sie zu stärken und die Themen aufzunehmen, mit denen

sie in Berührung kommen: Leben im Alter, Kommunikation, Umgang mit Demenz. Als eine Gruppe geflüchteter Syrer in Neuenstein einzog, baute sich schnell Kontakt zu den direkten Nachbarn auf. Ein kleiner Deutschkurs von Ehrenamtlichen bot einen ersten Einstieg in die Sprache; Unterstützung mit Fahrdiensten und Besuche halfen dabei, anzukommen. Die jungen Männer halfen wiederum bei Veranstaltungen, beim Apfelpflücken und Rasenmähen in ihrer Nachbarschaft. Für die Hilfe innerhalb der Nachbarschaftsfamilie wollen wir viele Menschen gewinnen.

*Natürlich: Nicht alles gelingt, findet Mitstreiter*innen oder Teilnehmer*innen. Dann gilt es mutig neue Wege zu finden. Ganz wichtig ist ein langer Atem und die Freude über jede Begegnung. Auch ein Kaffeeklatsch mit 4 statt 30 Gästen ist ein gelungener Nachmittag. Die Gespräche sind intensiver und persönlicher.*

Kontinuität ist wichtig. Unkompliziert erreichbare Ansprechpartner ebenso. Transparenz und Sichtbarkeit in der Gemeinde, zuverlässige Hilfen und Lösungen, Menschen, die da sind. Durch die Begegnungen baut sich Vertrauen in diesen Verein und die Mitwirkenden auf. Das Netzwerk wächst, der sinnvolle Inhalt ist erkennbar, findet Resonanz. Ein Lichternetz, das über der Gemeinde liegt. Viele, die es mit ihrem Engagement, ihren Ideen und der Verbundenheit zu ihrem Nächsten zum Leuchten bringen.

ANDREA HILDENHAGEN

Die Autorin ist als Diplom-Pädagogin tätig im weiten Feld der Erwachsenenbildung, zwischen ländlichem Nordhessen und München, mit Einschüben in Bioläden in Hamburg, einem Volontariat in Jerusalem, Reisebegleitungen in Israel, Syrien und Polen und als Vereins-Coach. Zurzeit arbeitet sie hauptamtlich als Koordinatorin für den Verein mum e.V. in Neuenstein und engagiert sich freiwillig in Nachbarschaftshilfe und Kirchenvorstand.



DIE HAUSAUFGABENHILFE IM WESTSTADTBÜRO IN HANAU-KESSELSTADT



Ab zwölf Uhr ist die Eingangstür des Weststadtbüros verbarrikadiert. Kein Durchkommen! Ranzen, Taschen, Jacken, Turnbeutel – ein bunter Haufen türmt sich direkt vor der Tür. Auf dem Platz davor toben und spielen die Besitzer*innen des Haufens: Grundschulkinder aus der benachbarten Schule. Sie alle warten auf Frau Lipsky, die Leiterin und Organisatorin der Hausaufgabenhilfe. Endlich – um halb eins – öffnet sich die Tür und der ganze bunte Haufen ergießt sich ins Foyer und in einen Gruppenraum mit 30 Stühlen. Ruckzuck sind alle Stühle besetzt, Hefte und Bücher werden ausgepackt und vier Senior*innen stehen bereit, die Kinder bei ihren Hausaufgaben zu unterstützen. „Frau Lipsky, hilfst du mir mal?“ „Probier´ erstmal allein, ich schaue dann nach dir.“

Im Foyer warten derweil drei Lesepat*innen auf die Kinder, die mit ihren Hausaufgaben fertig sind. Solange alle noch im Gruppenraum arbeiten, gibt es Gelegenheit zu einem kleinen Plausch. Ist ein Kind so weit, setzt es sich zu den Lesepat*innen, liest ein paar Seiten vor, übt ein paar schwere Worte und geht. Kaum sind die ersten Kinder gegangen, kommt auch schon der nächste Schwung aus der Schule: die Größeren. Ein ständiges Kommen und Gehen, den ganzen Nachmittag lang, von montags bis donnerstags zwischen halb eins und vier.

Täglich machen hier fünfzig Kinder ihre Hausaufgaben. Fast alle haben einen Migrationshintergrund, viele kommen aus Familien, in denen es wenig Geld und daher auch wenig Platz zum ruhigen Arbeiten gibt. Sprachbarrieren und kulturelle Barrieren (manche Mütter haben nie in ihrem Leben eine Schule besucht) erschweren

den Kindern einen erfolgreichen und Schulbesuch. An dieser Stelle ist die Hausaufgabenhilfe genau das, was sie brauchen.

Insgesamt 32 Ehrenamtliche – vier Männer und 28 Frauen im Alter von 50 bis 85 – tragen die Hausaufgabenhilfe und gehören zu Frau Lipskys Hausaufgabenteam. Täglich haben jeweils sieben Personen „Dienst“ – entweder als Lesepat*in oder in der Hausaufgaben-Unterstützung. Die jeweiligen Tageteams sind untereinander gut bekannt und eingespielt – und zwischen den Tageteams werden Dienste getauscht, wenn ein Arzttermin ansteht oder die Kinder zu Besuch kommen. Der Rahmen des Projektes – Räume, Anmeldungen, Versicherung usw. – wird vom Weststadtbüro gestellt, einem Stadtteilbüro, das getragen wird von der Evangelischen Kirchengemeinde Kesselstadt und der Stadt Hanau.

Die Kirchengemeinde stellt eine ehrenamtliche Leitung, kümmert sich um die Akquise von Spenden und weiteren Ehrenamtlichen und sorgt für die Organisation des Büros (Finanzverwaltung, Verträge, Versicherungen, Raumplan; Einladungen, Protokolle usw...). Finanziert wird das Weststadtbüro von der Stadt Hanau und von zwei Baugesellschaften.

Das Weststadtbüro versteht sich als Anlaufstelle für alle Menschen im Stadtteil und als Initiator von Projekten mit dem Ziel der Integration und gesellschaftlichen Teilhabe für alle Menschen im Stadtteil. Das Büro bietet Sprachkurse für Migrant*innen, Sozialberatung, Erziehungsberatung und Möglichkeiten zum Austausch untereinander – und eben auch die Hausaufgabenhilfe.



DIE HAUSAUFGABENHILFE IM WESTSTADTBÜRO IN HANAU-KESSELSTADT

5

PRAXISBEISPIELE

Die Hausaufgabenhilfe als ein Ehrenamt – vor allem für Menschen in der zweiten Lebenshälfte – ist gut abgrenzbar, bietet klare „Dienstzeiten“ und einen guten Kontakt zu anderen „Senior*innen“ mit ähnlichen Interessen. Das Ehrenamt macht Spaß, wird als sinnvoll empfunden und führt zu Erfolgserlebnissen (wenn die Kinder z.B. vertrauensvoll um Hilfe bitten oder ihre Noten vorzeigen). Die Arbeit ist auch anstrengend und fordert Kraft: es kommen auch unruhige und laute und herausfordernde Kinder – und genau so muss ein Ehrenamt sein.

Die Hausaufgabenhilfe führt zu Begegnungen und Erfahrungen über Generationengrenzen hinweg. Da sowohl die Senior*innen als auch die Kinder meist aus dem Quartier kommen, grüßen sie sich, wenn sie sich auf der Straße oder im Supermarkt begegnen. So fühlen sich Kinder und Senior*innen willkommen und zu Hause in ihrem Quartier.

■ ***Wir sind eben Nachbarn – Alle!***

UTE ENGEL

ist seit 2007 Pfarrerin in Hanau Kesselstadt. Seit Dezember 2015 bekleidet sie eine halbe Gemeindepfarrstelle in Hanau-Kesselstadt und ist mit einer weiteren halben Stelle beauftragt mit der Leitung des Weststadtbüros (Stadtteilbüro im Westen Kesselstadts) sowie mit Aufgaben des Stadtteilmanagements.



EVANGELISCHE FAMILIENZENTREN ALS GEMEINDLICHE NETZWERKE



Unter einem Familienzentrum wird meist eine Kindertagesstätte (Kita) verstanden, die ihr Kerngeschäft um zusätzliche Angebote, vor allem für Eltern, ergänzt. Zum Beispiel werden „Early-Excellence-Elemente“ umgesetzt, Öffnungszeiten bedarfsgerecht angepasst und niedrigschwellige Beratungsangebote installiert. Darüber hinaus kann man Familienzentren aber auch als Netzwerke verschiedener familienbezogener Akteure in Sozialräumen verstehen.

Als Kirche und Diakonie verfügen wir über viele Ressourcen, die sich miteinander verzahnen und gestalten lassen. Insofern lohnt es sich zu schauen, welche weiteren evangelischen Akteure es im jeweiligen Sozialraum gibt. Bezogen auf das Gebiet der Ev. Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) gibt es meist eine Kirchengemeinde mit verschiedenen Gruppen und Kreisen und einer Kindertagesstätte. Darüber hinaus gibt es Ressourcen auf der Dekanatssebene; hier denke ich insbesondere an die Gemeindepädagogischen Dienste und die Fach- und Profilstellen aber auch an die regionalen Diakonischen Werke. An vielen Orten gibt es außerdem Evangelische Familienbildungsstätten und Diakonie-Pflege-Stationen.

Aber auch außerhalb der „evangelischen Familie“ gibt es unterstützende Akteure. Vielleicht hat die Arbeiterwohlfahrt oder die Caritas eine Beratungsstelle im Sozialraum? Vielleicht gibt es Vereine, die sich mit einem familienunterstützenden Netzwerk identifizieren können?

Anhand des fiktiven Sozialraums *Beispieldorf Lummerstadt* möchte ich ein solches familienunterstützendes Netzwerk skizzieren.

Lummerstadt ist „überaltert“, denn viele Menschen zieht es arbeitsplatzbedingt ins Rhein-Main-Gebiet.

In vielen Gesprächen mit älteren Gemeindegliedern erfuhr die Pfarrerin, dass viele ihre Kinder und Enkel nur selten sehen und dass ihnen alltägliche Verrichtungen, z.B. Einkäufe in der Nachbarstadt, zunehmend schwerer fallen. Zugleich wusste der Gemeindepädagoge aus Gesprächen mit der Leiterin der Kindertagesstätte, dass viele Mütter und Väter alleinerziehend und Großeltern nicht ortsansässig sind. Darüber hinaus sprach ihn die Leiterin des regionalen Diakonischen Werkes an, weil sie sinnvolle Beschäftigungsmöglichkeiten für geistig behinderte Erwachsene sucht. Die Gesprächsergebnisse wurden im Kirchenvorstand verknüpft und diskutiert.

Dieser beschloss, im Gemeindesaal ein generationsübergreifendes **Café Inclusive** zu installieren und dabei auch die Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM) einzubinden. Gesagt – getan: Das wöchentliche *Café Inclusive* wurde eröffnet, die WfbM als Caterer eingebunden und durch die Werbung der Pfarrerin unter Seniorinnen und Senioren sowie der Kita-Leiterin unter Alleinerziehenden ist es zu einem Ort der Begegnung geworden, über den schon viele generationsübergreifende und unterstützende „Wahlverwandtschaften“ begründet wurden.

Im *Café Inclusive* erfuhr die Leiterin der Evangelischen Familienbildungsstätte, dass viele junge Eltern im Kita-Bereich Schwierigkeiten damit haben, für ihre Kinder nahrhaft aber kostengünstig zu kochen und sie bot spontan an, ihr Programm Gut und günstig Kochen in den Gemeinderäumen umzusetzen. Und da die Pfarrerin einen guten Kontakt zum Lions-Club hat, können



EVANGELISCHE FAMILIENZENTREN ALS GEMEINDLICHE NETZWERKE

7

PRAXISBEISPIELE

auch einkommensschwache Eltern daran teilnehmen. Dieses Szenario ließe sich gut weiterentwickeln, im Kern geht es darum, Bedarfe und Ressourcen in einem Netzwerk zu identifizieren und zu verknüpfen.

Heute kommen im *Café Inclusive* Menschen aller Altersgruppen und Kulturen ins Gespräch miteinander, es ist ein Motor für generations- und kulturübergreifende Begegnungen und für das Knüpfen unterstützender Netzwerke geworden.

In meiner Beratungspraxis versuche ich meist über die sog. „6 B's“, Unterstützungsbedarfe aber auch Ressourcen im Sozialraum zu identifizieren.

- Über **Begegnung (1)** kommen Menschen zueinander in Kontakt, können sich austauschen und idealerweise mit ihren jeweiligen *Gaben und Talenten* ergänzen und bereichern. *Begegnung* kann im Rahmen eines Gemeindefestes stattfinden aber auch über *Runde Tische* organisiert werden.
- Weitere „B's“ sind **Betreuung (2), Beratung (3), Bildung (4) und Begleitung (5)**. Unter dem Aspekt *Betreuung* lassen sich Bedarfe und Ressourcen für Kinder aber z.B. auch für pflegebedürftige Menschen beleuchten, *Beratung* und *Bildung* zielen auf einen Wissens- und Kompetenztransfer, der letztendlich
- **Beteiligung (6)** im Sinne „ein Leib – viele Glieder“ ermöglicht.

Insbesondere *Begleitung* stellt m. E. ein Alleinstellungsmerkmal kirchlicher Träger dar.

Kirchliche Strukturen sind auf Dauer hin angelegt und wir verfügen über regelfinanzierte Dienste, die verlässliche *Begleitung*

von Menschen ermöglichen. Zu denken ist hier z.B. an die *Begleitung* von informellen Selbstorganisationen, z.B. eine Gruppe von Migrantinnen – vielleicht gelingt es, diese nach und nach dahingehend zu unterstützen, dass sich die Gruppe als Verein organisieren und als juristische Person selbständig finanzielle Mittel generieren kann?

Um die „6 B's“ miteinander *ins Spiel* bringen zu können, ist es m. E. wichtig, in Netzwerken, also z.B. im Rahmen eines Gemeindefestes oder über *Runde Tische*, immer wieder Bedarfe und Ressourcen zu identifizieren und entsprechende Verknüpfungen herzustellen. In der Praxis hat sich bewährt, dass es eine koordinierende Person gibt, die sich mit einem Blick für Netzwerke, Bedarfe und Ressourcen im Sozialraum bewegt, laufend mit relevanten Akteuren zusammenarbeitet aber auch konzeptionelle und strategische Fragestellungen in eine regelmäßig stattfindende Steuerungsgruppe einbringt. Doch welche Personen eignen sich für die Koordination eines Evangelischen Familienzentrums? Zunächst einmal muss sich diese Person sicher in verschiedenen Systemen bewegen können und einen Blick für Bedarfe, Ressourcen und Verknüpfungsmöglichkeiten haben. Darüber hinaus muss sie aber auch „uneitel“ sein – wenn sie z.B. davon ausgeht, dass es erfolversprechender ist, wenn die Pfarrerin den Bürgermeister wegen einer kommunalen Unterstützung anspricht, dann sollte dies die koordinierende Person intern kommunizieren, die Pfarrerin einbinden und sich selbst operativ zurückzuhalten.

Für das Gelingen von Familienzentrumsarbeit sind Steuerungsgruppen **sehr wichtig!**



EVANGELISCHE FAMILIENZENTREN ALS GEMEINDLICHE NETZWERKE



PRAXISBEISPIELE

8

Im Idealfall gehören dieser auch Entscheiderinnen und Entscheider an, die selbst Ressourcen einbringen können oder die Zugänge zu weiteren Ressourcen (z.B. Kommune, Diakonie Hessen, EKHN, EKKW, Lions-Club, usw.) haben. Als eine solche Steuerungsgruppe kann sich ein Kirchenvorstand verstehen, sie kann aber auch als KV-Ausschuss oder unabhängig von kirchlich-diakonischen Strukturen organisiert werden.

M. E. Lohnt es sich für *evangelische Akteure* im Sozialraum, insbesondere für Kirchengemeinden, sich mit der Idee des Familienzentrums auseinanderzusetzen, ein Familienzentrum zu begründen oder sich selbst als Familienzentrum zu verstehen. Auf diese Weise können *Familienzentren als gemeindliche Netzwerke*, frei nach Bonhoeffer, zur „Kirche für andere“ und zur „Kirche mit anderen“ werden. Auch nach innen kann dies identitätsstiftend wirken, wenn sich Kirche und Diakonie als ein *evangelisches Team für und mit Familien* begreifen.

Evangelische Kirche kann ein synergetisches und als Summe ihrer Teile unübersehbares Zusammenspiel für und mit Familien entwickeln, in Sozialräumen erweiterte Zielgruppen ansprechen und sozialpolitisch an Gewicht gewinnen. In diesem Sinne sind Evangelische Familienzentren mehr als pädagogische Formate – sie sind auch Ausdruck eines starken theologisch-inklusiven Anspruchs.

STEFFEN SCHMIDT

ist Fachberater für Familienzentren im Zentrum Bildung der EKHN. In dieser Funktion betreut er das Projekt Familienzentren als gemeindliche Netzwerke gestalten und berät kirchliche sowie diakonische Träger und Akteure bzgl. der konzeptionellen Ausgestaltung Evangelischer Familienzentren. Zuvor hat Steffen Schmidt, in einem kirchlich-diakonischen Team, ein träger- und bereichsübergreifendes Evangelisches Familienzentrum in Offenbach federführend mit entwickelt.



UNTERSTÜTZUNG DER MIETER IN ZWEI ABRISSHÄUSERN IN GIESSEN



Gerade kümmern wir uns um die noch verbliebenen Mieter (28 von ursprünglich ca. 50 Wohnparteien) in zwei Abrisshäusern ganz in der Nähe unserer Werkstattkirche. Einige der noch verbliebenen Mieter kennen wir schon aus anderen Arbeits- und Begegnungszusammenhängen persönlich.

Allen soll gekündigt werden, sie wohnen z.T. schon viele Jahrzehnte in ihren Wohnungen. Viele von ihnen beziehen Sozial-einkommen und haben jetzt große Angst, wie alles werden wird. Wir hatten schon drei Mieterversammlungen für diese Menschen in unserer Werkstattkirche.¹

Zur ersten hatte die Wohnungsbaugesellschaft in Kooperation mit dem Stadtteilmanagement eingeladen. Wir stellten eigentlich nur den Raum, nutzten aber die Gelegenheit, uns vorzustellen und unsere Hilfe anzubieten. Außerdem sorgten wir dafür, dass zu diesem Treffen nicht nur – wie von den Veranstaltern vorgesehen – Mineralwasser auf den Tischen stand. Wir besorgten Kuchen und kochten Kaffee und Tee für die Gäste. Auf jeder Veranstaltung im Stadtteil etwas Ordentliches zu essen und zu trinken anzubieten, ist uns mittlerweile zum Prinzip geworden. Dieses im Grunde ja nicht wirklich aufwändige Zeichen von Gastfreundschaft wurde von den Mietern sehr positiv aufgenommen.

Wesentlicher Inhalt des ersten Treffens war die Information der Wohnungsbaugesellschaft, dass die Häuser definitiv in spätestens zwei Jahren abgerissen werden und deshalb alle Mieter ausziehen müssen. Dazu bot die Wohnungsbaugesellschaft an, alle betroffenen Mieter vorrangig bei der Vergabe anderer frei werdender Woh-

nungen zu berücksichtigen und allen entsprechende Angebote zu machen. Das war auch angesichts der sehr schlechten Bau-substanz nicht wirklich neu für die Mieter und so gab es im Grunde keinen Widerspruch. Große Probleme allerdings machten – das wurde aus allen Äußerungen klar – die Umzugskosten und die vermutlich höheren Mietpreise der neuen Wohnungen. Zu den Umzugskosten erklärte die Wohnungsbaugesellschaft, dass sie diese nicht zahlen werde. Zu den höheren Mietpreisen hieß es, dass es nur Wohnungen in einem besseren Zustand als die bisherigen gebe und dass deshalb dafür auch höhere Mieten zu zahlen seien. Die sogar vom Geschäftsführer der Wohnungsbaugesellschaft stammende Anregung, zur Übernahme der Umzugskosten einen gemeinsamen Brief an die Stadt zu schicken, fand leider im Grunde kein Echo. Für einen von uns dann am nächsten Tag formulierten Briefentwurf dazu fand sich nach einigem Suchen zwar eine Mieterin, die versuchen wollte Mitunterzeichner zu finden, aber dafür wenig Hoffnung hatte. Leider behielt so das „Eine gemeinsame Aktion wird bei uns nichts“ tatsächlich auch Recht.

Zur zweiten Versammlung hatte das Stadtteilmanagement in Absprache mit der Wohnungsbaugesellschaft eingeladen. Uns oblag wieder die eher „niederen Dienste“ der Raumgestaltung und Verköstigung. Bei diesem Treffen gab es von der Wohnungsbaugesellschaft die Ankündigung bisher nicht ins Spiel gebrachter Kündigungen (mit einer Frist von einem Jahr) und dazu



¹ Vgl. www.jugendwerkstatt-giessen.de/willkommen-der-werkstattkirche

UNTERSTÜTZUNG DER MIETER IN ZWEI ABRISSHÄUSERN IN GIESSEN

10

PRAXISBEISPIELE

weitere Aussagen in einer großen Bandbreite: Vom „Im Winter kann es schon ungemütlich werden für die, die noch nicht ausgezogen sind, wenn die meisten anderen Wohnungen nicht mehr beheizt werden und der Frost zu Wasserrohrbrüchen führt“ über „Wir sprechen mit jedem Einzelnen und suchen eine Lösung“ bis „Als städtische Wohnungsbaugesellschaft haben wir eine soziale Verantwortung gerade für die, die am schlechtesten gestellt sind“. Aber zu den die Menschen sehr drängenden Fragen nach Umzugskosten und den neuen Mietpreisen gab es keine neuen Aussagen.

Im Grunde blieb alles unklar, Klärung sollte es bei den Einzelgesprächen der Wohnungsbaugesellschaft mit den Mietern geben. Wir und auch das Stadtteilmanagement boten an, bei diesen Gesprächen als eine Art Beistand für die Mieter mit dabei zu sein.

Gerade hatten wir ein drittes Treffen diesmal ohne die Wohnungsbaugesellschaft, zu dem wir gemeinsam mit dem Stadtteilmanagement eingeladen hatten. Dabei war auch ein Vertreter des Mieterrates, eines in Gießen wohl einmaligen Mitbestimmungsorgans der Mieter in der Wohnungsbaugesellschaft. Am Tag davor hatten wir direkt vor den Häusern eine Art Infostand gemacht, um die Mieter zu erreichen, die bisher noch bei keiner Versammlung waren. Darunter sind wahrscheinlich noch eine Reihe schon sehr weit von gesellschaftlicher Teilhabe entfernte Menschen, die sehr isoliert leben. Wir hatten ganz bewusst nicht zu einem formellen Treffen, sondern zu einer Kaffeetafel eingeladen. Es geht ja nicht nur um die rechtlichen und finanziellen Fragen, sondern eben auch um die mensch-

lich-persönliche Seite, um eine Begleitung in so einem doch sehr tief greifenden Veränderungsprozess. Bei der letzten Sitzung des „Runden Tisches Flussstraßenviertel“ (zu dem die zwei Abrisshäuser gehören) hatte eine Frau gesagt: „Die Wohnung ist für eine Reihe von Menschen das einzige, was ihnen persönlich noch geblieben ist.“ Uns war deshalb wichtig auch dafür sorgen, dass auch diese Gefühle Berücksichtigung finden und behutsam mit ihnen und den Menschen umgegangen wird. So gab es an diesem Samstagnachmittag eine Reihe guter Gespräche, bei denen nicht nur wir, sondern auch die Betroffenen mehr persönlich voneinander erfuhren und sich näher kamen. Daneben konnten wir und auch der Vertreter des Mieterrates noch einiges zu den Rechten der Mieter in vergleichbaren Situationen sagen. Vor allem aber konnten wir beobachten und ein wenig dazu beitragen, dass das Gefühl Raum bekam:

**„Gemeinsam lässt sich
vieles besser durchstehen
und vielleicht
auch noch etwas mehr erreichen“.**

Uns war und ist dabei wichtig, die Wohnungsbaugesellschaft nicht zu verteufeln. Aber bei aller sozialen Verantwortung, die sie ja auch wahrnehmen will, hat sie doch Eigeninteressen, die mit denen der Mieter im Konflikt stehen und um die gerungen werden muss. Das können die Mieter zu allermeist nicht allein und wenn sie sich zusammen tun, bekommen ihre Anliegen viel mehr Gewicht! (Inzwischen haben wir zugetragen bekommen, dass bereits drei Umzüge von der Wohnungsbaugesellschaft



UNTERSTÜTZUNG DER MIETER IN ZWEI ABRISSHÄUSERN IN GIESSEN



PRAXISBEISPIELE

11

übernommen wurden, was für Unmut und Unverständnis unter den noch verbliebenen Mietern sorgt! Es wäre so wichtig, mit gemeinsamer Stimme zu argumentieren!) Dabei und dazu werden wir sie weiter ermutigen begleiten, ganz handfest bei Gesprächen und Besuchen bei Behörden und auch bei der persönlichen Bewältigung der anstehenden Veränderungen und das am besten in Vernetzung mit den oder doch einigen anderen Mietern.

Auch wir wollen das weiter in Kooperation mit anderen sozialen Akteuren im Stadtteil tun.



BÄRBEL WEIGAND UND CHRISTOPH GEIST

machen Gemeinwesenarbeit in der Gießener Nordstadt im Rahmen des DRIN-Projektes der EKHN.

Der Stützpunkt des kleinen Teams ist die „Werkstattkirche“, aber meistens sind sie im Stadtteil unterwegs.

Ein Partner aus diesem „Nordstadt-Netz“ schreibt über die Arbeit:

„Ich denke gerne an das gemeinsame Kochen, Quatschen und Essen! An die Gemeinschaft zwischen Menschen, die sich gar nicht kannten, Gespräche über Gott und die Welt – da ist die Werkstattkirche eine tolle Plattform; Kirche am Brennpunkt, also da, wo sie eigentlich hingehört!“

AKTIV UND VERNETZT IM QUARTIER SELBSTÄNDIG LEBEN IM ALTER IN KASSEL



PRAXISBEISPIELE

12

Den Lebensabend in den eigenen vier Wänden verbringen – das wünschen sich viele ältere Menschen.

Aber: Wenn das Alter und körperliche Beschwerden das Leben in der eigenen Wohnung schwer machen, bedeutet dies gleich Seniorenheim? Oder wenn das eigene Haus zu groß wird, Treppen zu steil, der Weg zu Supermärkten zu lang und der Haushalt überfordert? Wo und wie kann man dann wohnen? Wir als Diakoniestationen der Evangelischen Kirche in Kassel gGmbH stellen uns diesen Fragen und Herausforderungen einer immer älter werdenden Gesellschaft mit dem Quartierskonzept Goethe 15 sen.

Die Diakoniestationen der Evangelischen Kirche in Kassel gGmbH sind der größte ambulante Pflegedienst in der Region. Als gemeinnütziges Dienstleistungsunternehmen bieten wir ein umfassendes Angebot an Unterstützungsleistungen bei Krankheit und Pflegebedürftigkeit. Die häusliche Pflege steht dabei im Mittelpunkt.

■ **Selbständig leben im Alter** – **Quartiersarbeit Goethe 15 sen:**

Umgesetzt wird das Quartiers- und Wohnprojekt „Goethe 15 sen“ seit 2011 in der Goethestraße 15 in Kassel, in einem mehrgeschossigen Gebäude mit insgesamt 71 Wohnungen der Gemeinnützigen Wohnungsgesellschaft mbH Hessen (GWH). Die Wohnungen verfügen über eine Größe zwischen 33m² und 58m² und werden jeweils barrierearm umgebaut. In Kooperation mit der GWH bieten wir als Diakoniestationen im Erdgeschoss einen Pflegestützpunkt und den Nachbarschaftstreff GoetheSalon an. Durch dieses Konzept des Wohnens mit Versor-

gungssicherheit (Wohnen – Sicherheit – Unterstützung – Pflege – Gemeinschaft) kann den Bewohnern der Goethestraße 15 und darüber hinaus den Bewohnern im Quartier ermöglicht werden, auch mit Pflege- oder Unterstützungsbedarf möglichst lange in ihrer eigenen Wohnung bleiben zu können.

■ **Verständnis Quartier:**

Was versteht man unter „Quartier“: Einen Umkreis von 500 m in alle Richtungen. In diesem Umkreis bewegen sich Senioren häufig selbständig.

■ **Quartiersteam:**

Dazu nehmen wir einen rückblickenden Bezug auf das Berufsbild der früheren Gemeindegewestern:

Die Gemeindegewester war in vielfältigen Bereichen unterwegs. Sie hat Senioren zu Hause gepflegt, Einkäufe übernommen, Senioren zu Gottesdiensten begleitet, zugehört, Seelsorge geleistet. In der Struktur der heutigen Pflegesituation ist vieles allein durch professionell Mitarbeitende in der Pflege nicht mehr umsetzbar.

Mit einem Quartiersteam möchten wir als Diakoniestationen unterschiedliche Unterstützungsleistungen anbieten:

- Barrierearmes Wohnen für Senioren
- Hauswirtschaftliche Leistungen
- Pflegeleistungen
- Begegnungen und Gemeinschaft im Nachbarschaftstreff GoetheSalon
- Förderung der Nachbarschaftshilfe

Unser Quartiersteam besteht aus der Gruppenleiterin, Mitarbeitenden der Pflege, Mitarbeitenden der Hauswirtschaft und einer



AKTIV UND VERNETZT IM QUARTIER SELBSTÄNDIG LEBEN IM ALTER IN KASSEL

13

PRAXISBEISPIELE

Sozialpädagogin (Quartiersmanagerin). Gemeinsam nehmen Sie die Kunden, Gäste und Senioren aus dem Quartier in den Blick. Jede/r mit „ihrer/seiner Brille und Qualifikation“ und entwickeln ineinandergreifende Unterstützungsleistungen.

■ **Nachbarschaftstreff GoetheSalon:**

Mit den Angeboten des Nachbarschaftstreffs GoetheSalon werden den Bewohnern des Hauses und des Quartiers Begegnungs- und Gemeinschaftsmöglichkeiten eröffnet. Einsamkeit, Rückzug, Isolation sind häufig im Alter zu beobachten. Der Partner ist verstorben, die Kinder wohnen weit entfernt und neue Kontakte sind schwer zu finden. Hier knüpfen die Angebote, wie z.B. Cafénachmittage, Mittagstisch, Spielenachmittage, GripsGruppe, Betreuungsgruppe für Menschen mit Demenz, Offenes Singen, PC Kurse für Senioren, Feiern der christlichen Feiertage... an. Nach Bedarf begleiten Mitarbeitende der Diakoniestationen die Kunden zu den Angeboten. Ebenfalls bieten die Angebote die Möglichkeit, sich selbst noch mit eigenen Fähigkeiten und Kräften einzubringen. So werden alle Angebote im GoetheSalon von ehrenamtlichen Mitarbeitenden durchgeführt unter dem Motto: Senioren engagieren sich für Senioren. Aktuell engagieren sich über 20 Senioren im GoetheSalon. Freundschaften untereinander entstehen und eine Nachbarschaftshilfe entwickelt sich selbständig. So schreibt eine ehrenamtliche Mitarbeiterin: „Es ist ein reges Miteinander und Füreinander in der Goethestraße 15 geworden – man kennt sich, tauscht sich aus und hilft einander. Das nette, lebenswerte

Personal der Diakoniestationen ist sehr um die Menschen bemüht. Es ist wohltuend zu sehen wie eine große Gemeinschaft entstanden ist und man gut aufgehoben ist.“

■ **Vernetzung im Stadtteil:**

Quartiersarbeit beinhaltet auch Vernetzung im Stadtteil. Gemeinsam mit anderen Akteuren im Stadtteil für die Belange und Bedarfe von Senioren aktiv und unterwegs zu sein. So gibt es eine Vernetzung mit der Kirchengemeinde, mit der Familienbildungsstätte, mit Geschäftsleuten, mit Arbeitsgruppen, Planungsbüro des Stadtteils.

Gemeinsame Veranstaltungen mit der Kirchengemeinde oder der Familienbildungsstätte konnten entwickelt werden. Der Besuchsdienst der Kirchengemeinde ist mit uns im Austausch und kann Kunden von uns mit zusätzlichen Besuchs- und Gesprächsbesuchen bereichern. In einem Stadtteilarbeitskreis „Gesundheit und Soziales“ werden trägerübergreifend soziale Themen bearbeitet. Alter hat viele Facetten und unterschiedliche Bedürfnisse.

Die Quartiersarbeit Goethe 15 sen möchte mit ihrer Arbeit auf unterschiedliche Bedürfnisse eingehen und den Menschen mit Liebe und Zuwendung begegnen.

MARION LAMM-DIETRICH

Seit 2015 als Quartiersmanagerin im Quartier Goethe 15 sen tätig. Berufliche Qualifikation: Dipl. Sozialpädagogin.



„WIR WOLLEN NICHT VERHARMLOST WERDEN!“

Sozialräumliches Arbeiten in der Kirchengemeinde:

Das „Stadtgespräch“ in Treysa



PRAXISBEISPIELE

14

■ *Kochen und Stricken*

Unter der Überschrift „Kochen und Stricken“ lud eine Veranstaltungsankündigung in der örtlichen Zeitung die Seniorinnen und Senioren im Sommer 2016 ins kirchliche Gemeindehaus ein. Der Hinweis zielte auf das „Stadtgespräch“, den monatlichen Treffpunkt für ältere Menschen in der nordhessischen Kleinstadt Treysa, und die Ankündigung löste bei den Betroffenen heftige Emotionen aus. „Wir wollen nicht verharmlost werden!“ lautete das Resümee der folgenden Gruppendiskussion. Ganz verkehrt war die Überschrift der Lokalzeitung indes nicht, denn es ranken sich viele Verabredungen dort um das Alltägliche und das Gemeinschaftlich-Gesellige, also um das tägliche Miteinander von Seniorinnen und Senioren unterschiedlichen Alters. Aber letztlich ging diese Ankündigung doch sehr an der Zielsetzung der Veranstaltung vorbei. War das „Stadtgespräch“ doch rund vier Jahre zuvor zunächst als befristete Gesprächsplattform zur Bewältigung einer Krise in der Seniorenpolitik der Stadt von der Kirchengemeinde zusammen gerufen worden. Der Versuch einer aktivierenden Seniorenarbeit durch die Kommune mit der Einrichtung eines in seinen Kompetenzen völlig unklaren Runden Tisches war als unzureichende Symbolpolitik empfunden worden. Darauf folgte ein erstes „Stadtgespräch“ und noch immer treffen sich rund 30 Personen in wechselnden Zusammensetzungen in diesem Treffpunkt. Eine „Frühstückskonferenz“ nenne ich die Veranstaltung im gemeindlichen Alltag manchmal etwas verkürzt, um den individuell und gemeinschaftlich lebenslustigen Sinn dieser aktivierenden Bürgerversammlung zuzuspitzen. Gibt es doch in der zweistündigen Vormittags-Ver-

anstaltung auch genug Zeit, sich an einem üppigen Büffet ein reichhaltiges und geselliges Frühstück zu arrangieren. Aber die Kaffeehausatmosphäre hat eine weitere Pointe. In der zweiten Stunde werden unter meiner Gesprächsleitung oder moderiert durch die Erwachsenenbildnerin Melanie Nöll aktuelle Themen der Stadt diskutiert, Gäste zum Gespräch eingeladen, Veranstaltungstipps weitergegeben und Verabredungen getroffen.

■ *Das Arbeitsprinzip*

Gemeinwesenarbeit: Eine sozial-kulturelle Interventionsstrategie

Theodor Strohm bilanzierte im Jahre 2010: „Der Reichtum an Initiativen, die sich in den vergangenen zwölf Jahren in Ost und West, in Nord und Süd hierzulande ausgebreitet haben, ist kaum zu überblicken.“¹ Der Reichtum an Initiativen ist ein großartiger Schatz in unserer Gesellschaft, dennoch ist, wenn Institutionen handeln und z.B. eine Kirchengemeinde initiativ wird, nicht nur nachbarschaftliches Engagement, sondern auch ein Blick in die Fachlichkeit gefragt. Laut Dieter Oelschlägel ist Gemeinwesenarbeit eine „professionelle Strategie, die Fachlichkeit und Kontinuität sichert und die nicht gleichzusetzen ist mit Formen bürgerschaftlichen Engagements im Stadtteil und diese auch nicht ersetzen soll.“²



¹ Theodor Strohm, „Wichern drei“ – auf dem Weg zu einer Kultur des Sozialen, in: Volker Herrmann / Martin Horstmann (Hg.), *Wichern drei – gemeinwesendiakonische Impulse*, Neukirchen-Vluyn 2010, S. 17-22: S. 22

² Dieter Oelschlägel, *Aktuelle Entwicklungen in der Gemeinwesenarbeit mit Berücksichtigung der Neuen Bundesländer*, in: Wolfgang Hinte, Maria Lüttringhaus, Dieter Oelschlägel, *Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Ein Reader zu Entwicklungslinien und Perspektiven*, 2. aktualisierte Auflage, München und Weinheim 2007, S. 99-128: S. 111f.

„WIR WOLLEN NICHT VERHARMLOST WERDEN!“

Sozialräumliches Arbeiten in der Kirchengemeinde:

Das „Stadtgespräch“ in Treysa

15

PRAXISBEISPIELE

Eine besondere Pointe, so Oelschlägel, ist dabei das „Arbeitsprinzip Gemeinwesenarbeit“, das zur „Öffnung der Institutionen gegenüber den Bedürfnissen und Interessen ihrer ‚Klienten‘ beitragen und so auch „zu einer Veröffentlichung der Probleme, Konflikte und Verfahrensweisen, zu Partizipation und Selbstverwaltung führen“³ könne.

Diese „sozialkulturelle Interventionsstrategie“⁴ trage die folgenden Merkmale:

- Die sozialen Probleme werden in ihren unterschiedlichen Dimensionen „erkannt, erklärt und bearbeitet“.⁵ „Gemeinwesenarbeit ist interdisziplinär“⁶ und mache sorgfältige Analysen der Stadtteile und der Geschichte sozialer Problemlagen nötig.
- Aufgrund der Erkenntnisse wird eine Aufsplitterung der Erkenntnisse in methodische Bereiche vorgenommen und Strategien professionellen Handelns entwickelt, die die Felder der Sozialen Arbeit, der Psychologie, der Sozialforschung und des politischen Handelns integrieren.⁷ Es gebe nicht „die“ Gemeinwesenarbeit (GWA) als Methode, sondern immer „verschiedene Möglichkeiten von GWA, orientiert an der jeweils lokalen Richtigkeit“.⁸
- Die Analysen und Strategien beziehen sich auf eine sozialräumliche Einheit (Ort, Quartier, Institution), in der „die Menschen samt ihren Problemen aufzufinden sind“⁹. Es gehe um die ganzheitliche Betrachtung der Lebensverhältnisse, Lebensformen und -zusammenhänge und wie die Menschen sie selbst sähen (Lebensweltorientierung).

■ **Das Arbeitsprinzip Gemeinwesenarbeit im „Stadtgespräch“**

Das Stadtgespräch geht weiter, und der Zwischenruf soll ernst genommen werden: „Wir wollen nicht verharmlost werden!“

- a) *Die interdisziplinäre Diagnose:*
Sinkende Bevölkerung im ländlichen Raum, Wegzug der Jüngeren, Verbleiben und beständiges Älterwerden der Gemeinde, zugleich Verringerung der kommunalen Infrastruktur, Schwierigkeiten bei Wohnen, Gesundheit und Mobilität sowie eine defizitäre kommunale Partizipationspraxis – am Beginn des Stadtgesprächs stand die Einsicht in die zunehmend schwerer werdenden Lebensbedingungen für ältere Menschen. Hinzu kam die Erkenntnis, dass die Alten die zunehmende Infrastrukturschwäche des ländlichen Raumes mit den anderen Generationen teilen. Damit verbunden war der Eindruck, dass die kleinen Gesellungsformen für Ältere in der Kirchengemeinde (Alten- und Frauenkreise, Bibelstunde, Gottesdienste) nicht geeignet waren, um die Strukturveränderungen hinreichend zu kommunizieren und zu neuen Einschätzungen und teilhabeorientierten Handlungsformen zu kommen. ➤

³ Dieter Oelschlägel, *Strategiediskussionen in der Sozialen Arbeit und das Arbeitsprinzip Gemeinwesenarbeit*, in: Wolfgang Hinte, Maria Lüttringhaus, Dieter Oelschlägel, *Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Ein Reader zu Entwicklungslinien und Perspektiven*, 2. aktualisierte Auflage, München und Weinheim 2007, S. 57-77: S. 73

⁴ Ders., *Aktuelle Entwicklungen*, aaO., S. 112

⁵ Ebd.

⁶ Ebd.

⁷ Vgl. Ebd. – Oelschlägel wendet sich hiermit gegen die Ansicht der Gemeinwesenarbeit als „Dritter Methode“ sozialer Arbeit (neben Einzelfallhilfe und Gruppenarbeit).

⁸ Ebd.

⁹ Ebd.

„WIR WOLLEN NICHT VERHARMLOST WERDEN!“

Sozialräumliches Arbeiten in der Kirchengemeinde:

Das „Stadtgespräch“ in Treysa



PRAXISBEISPIELE

16

■ b) Die Überprüfung der „lokalen Richtigkeit“:

Die Dinge gemeinsam in die Hand zu nehmen, bewegt die Teilnehmenden dauerhaft. Es ist die Anwendungspraxis, die Art und Weise, Alltagsthemen ernsthaft zu diskutieren und auf ihre Veränderbarkeit hin abzuklopfen. Sie werden diskutiert als Themen des nahen Raumes, wenn auch die Äußerungen der Teilnehmenden nicht immer auf das gleiche Quartier bezogen sind. Die Alltagsgestaltung hat das Ziel, untereinander und miteinander zu agieren. Da wird fröhlich gefrühstückt, Verabredungen zum Kochen und zu Kultur und Ausflügen werden miteinander getroffen. Die stärkende Ressource Solidarität und Sprachfähigkeit wird von der gastgebenden Kirchengemeinde in Treysa initiiert, noch dazu am Sitz des Bürgermeisters und des für die Seniorenarbeit in Schwalmstadt zuständigen Mitarbeiters im Rathaus. Diese nehmen punktuell als Gäste am „Stadtgespräch“ teil, wie andere Menschen aus der Stadtöffentlichkeit auch. Erkenntnisse verschiedener methodischer Bereiche und Handlungsstrategien fließen so mit ein.

■ c) Die sozialräumliche Aufgabenstellung:

Zum Sozialraumkonzept gehört die soziale Verantwortung über die territoriale Abgrenzung hinaus. Das gegenseitige Wissen und Kümmern um die Teilhabeprobleme älterer Menschen in der Ge-

samtkommune macht ein gemeinsames Handeln notwendig. Der enge Blickwinkel auf die Grenzen einer Ortsgemeinde ist angesichts des biblischen Konzepts eines sozialen Raumes ohnehin kritisch zu reflektieren. So sind es nach wie vor die inhaltlichen Projektziele, die das Projekt zusammen halten: Dass die Stadt Schwalmstadt als größte Kommune im Schwalm-Eder-Kreis mit einer partizipativen und der Größenordnung der Strukturveränderungen angemessenen Seniorenarbeit beginnt.

■ Zeichen einer guten Zukunft

Dass Kirche nicht für sich selber da ist, hat in der bundesdeutschen Nachkriegstheologie auf den Spuren Dietrich Bonhoeffers besonders der Berliner Theologe Ernst Lange reflektiert. Er sah es als Auftrag der Kirche, in den Predigten, „Verheißung und Wirklichkeit miteinander zu versprechen“¹⁰. Die Kirche habe die Welt in einen „Wandel auf ihre eschatologische Zukunft als Schöpfung“¹¹ hineinzureißen. In der gemeindlichen Praxis im „Stadtgespräch“ Treysa blitzt das im gemeinsamen Frühstück und dem politischen Diskutieren auf, wenn deutlich wird, dass sich etwas ändern muss, in der Stadt und im Land. Insofern werden sich die Seniorinnen und Senioren weiterhin zum „Kochen und Stricken“ verabreden und dennoch insistieren: „Wir wollen nicht verharmlost werden!“

¹⁰ Ernst Lange, *Die verbesserliche Welt. Möglichkeiten christlicher Rede erprobt an der Geschichte vom Propheten Jona. Mit einer Predigtkritik von Dietrich Rössler*, Stuttgart / Berlin 1968, S. 94

¹¹ Ders., *Ein anderes Gemeindebild. Erwägungen zum Problem „Kirche und Gesellschaft“*, in: Edition Ernst Lange, hg. v. Rüdiger Schloz, Band 2, *Kirche für die Welt. Aufsätze zur Theorie kirchlichen Handelns*, unter Mitarbeit von Alfred Buthenuth, München und Gelnhausen 1981, S. 190

DIERK GLITZENHIRN

Jg. 1963, ist Gemeindepfarrer in Treysa sowie Leiter des Evangelischen Forums Schwalm-Eder in Homberg (Efze) und hat einen Lehrauftrag im Bereich Sozialpolitik an der Evangelischen Hochschule Darmstadt (Studienstandort Hephata).



MEIN LEBEN – UNSER DORF

Ein Online Kurs stiftet zum Engagement für den Ort an



PRAXISBEISPIELE

17

„Unser Dorf: Wir bleiben hier!“ Manchen mag das etwas trotzig in den Ohren klingen, anderen hoffnungsvoll. Kreativität ist gefragt angesichts leerstehender Häuser in der Ortsmitte. Unternehmer*innengeist ist gefordert, wenn man sich von den Zahlen der Statistiken in Sachen Vereinsamung und Hochaltrigkeit nicht einschüchtern sondern herausfordern lassen will. Außerdem fragen sich inzwischen viele Menschen bewusster: „Wo und wie möchte ich wohnen? Kann ich auch im Alter an meinem Ort bleiben? Und kann ich etwas dafür tun?“

„Wenn es mir gut gehen soll, muss es auch den anderen gut gehen.“, sagt Monika Johnson-Dahler, Dorfprojektberaterin in Schotten-Götzen im Vogelsberg. Sie hat in dem 300 Seelen Ort die Initiative ergriffen, das Dorfgemeinschaftshaus vor dem Verkauf gerettet und wiederbelebt. „Menschen sollen sich an den Entwicklungen in ihrem Ort beteiligen.“, sagt sie und hat ihre Nachbar*innen befragt. Und genau darum geht es im DorfMOOC, einem Online Kurs der Erwachsenenbildung der beiden hessischen evangelischen Kirchen. Ihr Anliegen ist es, den Blick für den eigenen Lebensraum zu schärfen, die Tragfähigkeit der Beziehungen im privaten Umfeld und am Ort zu prüfen und gegebenenfalls Maßnahmen zur Verbesserung zu ergreifen. Für sich persönlich und für die Gemeinschaft am Ort.



Mache einen kleinen Spaziergang durch Deinen Ort / Deine Nachbarschaft und überlege Dir, welche „Brille“ Du dafür aufsetzen möchtest, z.B.: Kommt man hier mit dem Rollator/ Kinderwagen durch? Wo sind die alten Leute, wo treffen sich die Jugendlichen? Vielleicht möchtest Du auch jemand mit-

nehmen, z.B. einen alten Menschen oder jemand der/die frisch im Ruhestand ist, eine/n Jugendliche/n. Schaut zusammen, was Euch auffällt, zeigt euch Lieblingsorte oder Ecken, die Euch stören etc....
(Aufgabe aus Woche 1 des DorfMOOCs)

■ „Lernen wann und wo ich will“ trifft Dorf

Ein MOOC ist ein Massive Open Online Course, also ein Kurs, an dem eine große Zahl von Menschen kostenlos im Internet teilnehmen kann. Im DorfMOOC werden sechs Themen durch Kurzfilme, anregende Aufgaben zum Weiterdenken und vertiefende Materialien aufbereitet: „Unser Dorf: Mit anderen Augen sehen“ führt z.B. nach Freisen. Dort hat Pfarrer i.R. Ulf Häbel mit einem Team das „Dorfschmiede“-Projekt umgesetzt. Es ermöglicht den Alten wie den Familien, im Dorf zu bleiben. Das Thema „Teilhabe: Wir gestalten mit!“ informiert u.a. über die Initiative 55 plus-minus an der Loreley. In „Wohnen: Daheim – mit anderen – am Ort“ reflektiert Hartmut Wolter von der Freien Altenarbeit Göttingen die persönlichen Fragen rund um das Thema Wohnen-bleiben bis ins hohe Alter und nimmt darüber hinaus neue bzw. wiederentdeckte gemeinschaftliche Wohnformen und besonders die Nachbarschaft in den Blick. „Welcome und mehr: Flüchtlinge im Dorf“ zeigt die Hintergründe der Fluchtbewegungen auf und stellt zwei Initiativen vor. „Wir organisieren uns: Genossenschaft, Verein oder GmbH?“ erklärt, welche Organisationsform für welche Initiative sinnvoll ist. „Netzwerken: Facebook, Twitter & Co“ gibt eine Einführung in diese Werkzeuge und zeigt die Vorteile der Vernetzung



MEIN LEBEN – UNSER DORF

Ein Online Kurs stiftet zum Engagement für den Ort an

18

PRAXISBEISPIELE

über die sozialen Medien auf. Wer möchte, findet hier auch eine komplette Anleitung für eine Sozialraumanalyse. Der Kurs kann zeiten-unabhängig ganz oder in Teilen, alleine oder – noch interessanter – gemeinsam mit anderen bearbeitet werden.



*Interview mit
Monika Johnson-Dahler*

Die Wiederbelebung des Dorfgemeinschaftshauses in Schotten-Götzen ist ein Beispiel das im DorfMOOC vorgestellt wird. Hier hat die Idee einer Einzelnen inzwischen zur Folge, dass Menschen sich dafür interessieren, in den Ort zu ziehen. Was man vorher nicht wissen konnte: die Götzener haben ein Faible für Feste. Deshalb wird hier neben jahreszeitlichen Festen so manches Angebot zum Fest: das Männerfrühstück, der Kinoabend mit Popcorn aus der Popcorn-Maschine, der Kunstmarkt u.v.m. Aber auch die Gymnastik für die Alten findet im DGH statt.

Alle Themen des DorfMOOCs sind auf die Situation im ländlichen Raum zugeschnitten. In der Aktivphase des Kurses stellte sich heraus, dass auch Städter*innen von den Themen profitieren, wenn sie sich ihren jeweiligen Nahbereich in der eigenen Straße oder in ihrem Quartier vornehmen. Die Aufgaben sind so konzipiert, dass man in eine kreative, ermutigende neue Begegnung mit dem eigenen Ort kommt.

■ **Eine Bank vor einem Haus kann alles verändern**

Der DorfMOOC wurde in der ersten Phase (Herbst 2016) mit der Möglichkeit zum Austausch und der Vernetzung mit ande-

ren, sowie Präsenztreffen zur gemeinsamen Weiterarbeit am selbstgewählten Thema „Netzwerken“ durchgeführt. Inzwischen steht der Kurs auf unbegrenzte Zeit allen Interessierten zur Verfügung. In den Diskussionsforen können nun keine Einträge mehr gemacht werden, die Lektüre der Beiträge in den Foren trägt jedoch sehr zum eigenen Weiterdenken bei.

Zu den Teilnehmenden gehörten Ortsvorsteher*innen und andere kommunal engagierte Menschen, interessierte Bürger*innen sowie kirchliche Ehrenamtliche und Mitarbeitende. Die Unterschiedlichkeit der Sichtweisen hat den Austausch enorm bereichert. Der DorfMOOC hat sein weitestes Ziel dann erreicht, wenn sich die verschiedenen Akteur*innen vor Ort zusammentun und gemeinsam Perspektiven und Projekte entwickeln. Auf dem Weg dorthin sind genaues Hinsehen und die kleinen Schritte gefragt.

Zum Beispiel das Aufstellen einer Bank an der richtigen Stelle. Das große Dorfschmiede-Projekt in Freiseen (ca. 800 Einwohner*innen) begann ursprünglich damit, dass man vor den Häusern von alleinstehenden alten Menschen Bänke aufstellte. Dazu die Anregung: „Wenn du Lust auf ein Schwätzchen hast, setz dich um 10 Uhr auf die Bank.“ Das wurde rege genutzt. Aus den Gesprächen entstanden Ideen. Inzwischen gibt es im Ort einen Dorfladen mit Café als Treffpunkt, eine Tagespflege, barrierefreie Wohnungen u.v.m. Die Freiseener reagierten hier auf eine Beobachtung, die man aus vielen Dörfern kennt: „Wir sehen uns ja gar nicht mehr. Alle sind unterwegs, sogar die Kinder. Niemand ist mehr einfach nur so auf der Gasse.“ In einem anderen Ort führte dies dazu, dass zwei Künstlerinnen eine Bank an-



MEIN LEBEN – UNSER DORF

Ein Online Kurs stiftet zum Engagement für den Ort an



PRAXISBEISPIELE

19

malten, die nun durch den Ort getragen wird. Immer dort, wo sie am Montag landet, trifft man sich samstags, 17 Uhr mit Kind und Kegel und Getränken zum Schwätzchen. Alle bringen etwas mit, die Abwesenden werden per Whatsapp auf dem Laufenden gehalten. Bänke können zum Engagement-Datensammlungspunkt werden, zum Anhalter-Punkt für die Mitnahme Richtung Metzger und zum Kontakt- und Erzählpunkt für die Generationen. (Mehr dazu in Woche 6, Lektion 8.)

■ Für verlässliche Kontakte und gute Beziehungen sorgen



Lore Aktiv und ihre Kontakte

In der zweiten Woche des DorfMOOCs werden die verschiedenen Grundlagen für Teilhabe erkundet. Dazu gehört die Frage nach den Kriterien eines guten Lebens genauso wie eine Bestandsaufnahme der Beziehungen, die man vor Ort hat und gestaltet. In einem Film wird „Lore Aktiv“ vorgestellt und gezeigt, wie sich allein durch das Älterwerden lebenslaufbedingte durchaus drastische Veränderungen ergeben. Die familiären Beziehungen verändern sich in unserer Gesellschaft erheblich z.B. durch den berufsbedingten Wegzug der Kinder. Die Nachbarschaft als Unterstützungssystem für alle Generationen tritt in den Vordergrund. Hier können und müssen die Einzelnen und die solidarische Gemeinschaft am Ort Begegnungsmöglichkeiten fördern und alle von den Jüngsten bis zu den Ältesten mit ihren Gaben einbeziehen. Zwischen den Zeilen wird im DorfMOOC deutlich, dass Kirche und Diakonie hier eine wichtige Rolle spielen, aber nie nur auf sich bezogen erfolgreich

sein werden. Sie sind ein Akteur im Netzwerk mit all den anderen.

*Wie sehen Deine Kontakte derzeit aus? Was ist auf lange Sicht hin tragfähig, was ist ausbaufähig? Vielleicht magst Du Dir dazu eine Skizze machen. Wenn Du an Deinen Ort oder Deine Nachbarschaft denkst: Wie sieht es hier mit den Beziehungsnetzen aus? Was trägt, wo fehlt's? (Das ist vielleicht auch mal ein Thema für einen Abend mit den Bürger*innen in Eurem Ort.)*

(Aufgabe aus Woche 2 des DorfMOOCs)

■ Das vernetzte Dorf: digitale nahe Zukunft

Der DorfMOOC plädiert zusätzlich für die Nutzung der sozialen Medien. Richtig angewendet sind sie dazu geeignet, reale Beziehungen aufzubauen und zu fördern. Zum einen können sich Projekte in verschiedenen Regionen gegenseitig beraten. Zum anderen entstehen hier derzeit neue Möglichkeiten der Vernetzung und Unterstützung im Nahbereich. Das „digitale Dorf“ organisiert sich per App, mit deren Hilfe z.B. ältere Menschen mit ihrer Familie und Nachbarn mühelos kommunizieren können, um den Alltag zu bewältigen und zu verschönern. Auch zur Vernetzung von Angebot und Nachfrage in Sachen kultureller Bildung, Geselligkeit, Wandern u.v.m. in der Region werden derzeit Apps erprobt.

Welche Treffpunkte gibt es bei Dir am Ort – könnte man sie noch anders nutzen? Oder liegt ein solcher Ort (die ehemalige Disko, ein Gemeindehaus, ein Dorfladen) brach und es würde sich lohnen, ihn wieder zu beleben?

(Aufgabe aus Woche 2 des DorfMOOCs)



MEIN LEBEN – UNSER DORF

Ein Online Kurs stiftet zum Engagement für den Ort an

20

PRAXISBEISPIELE

■ So können Sie den DorfMOOC nutzen

Nach einmaliger Anmeldung bei der Bildungsplattform moin.oncampus.de steht Ihnen das Material unbegrenzt und kostenlos zur Verfügung. Sie können den Kurs als persönliche Bereicherung nach Ihren Interessen und in der von Ihnen gewählten Geschwindigkeit und Intensität anschauen und bearbeiten. Die Videos dürfen mit Verweis auf die Quelle („Quelle: DorfMOOC“) geteilt und vom YouTube-Kanal heruntergeladen werden, um sie z.B. in einer Bildungsveranstaltung, bei einer KV Sitzung oder beim Treffen mit dem Ortsvorsteher zu zeigen und die sich anschließenden Fragen zu diskutieren. In einer dazugehörigen Facebookgruppe („DorfMOOC“) werden aktuelle Links geteilt und können Fragen weiterhin mit anderen diskutiert werden. Zum MOOC gibt es ein Begleitheft, das Sie auf der Webseite anschauen und bei der Fachstelle Zweite Lebenshälfte bestellen können.

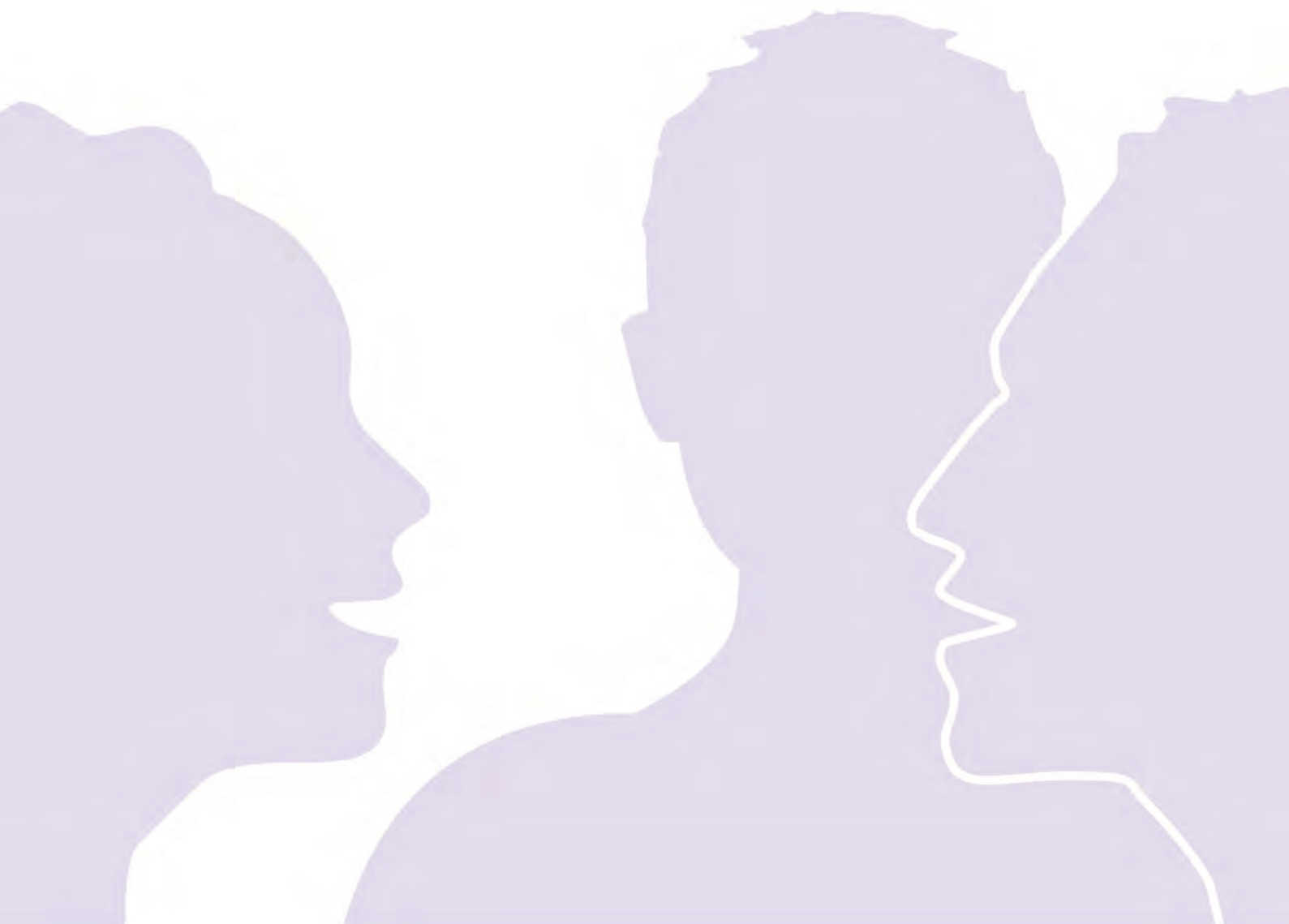
www.unser-dorf-mooc.de

ANNEGRET ZANDER

Pfarrerin Annegret Zander ist Theologische Fachreferentin in der Fachstelle Zweite Lebenshälfte im Referat Erwachsenenbildung, EKKW. Sie berät und begleitet Kirchengemeinden und -kreise in der sich stark verändernden Seniorenarbeit und beim Aufbau netzwerkorientierter, interessengeleiteter Arbeit mit Älteren. Gemeinsam mit Gunter Böhmer und Lisa Zierock, Zentrum Bildung der EKHN, entwickelte sie den DorfMOOC. Sie steht für Fragen und Kontakte zur Verfügung und begleitet im Bereich der EKKW Initiativen, die sich aus dem MOOC ergeben. Telefon 06181 969120, zweite.lebenshaelfte@ekkw.de



MATERIALIEN



WERKZEUGKOFFER GEMEINDE-MITTAGSTISCH



MATERIALIEN

1

In 2010 kamen vier Mitglieder der Evangelischen Kirchengemeinde Ziegenhain mit dem Diakon Detlef Jakob zusammen und stellten sich folgende Frage: „Brauchen Menschen in Notlagen nicht mehr als Geld und institutionalisierte Hilfe?“ Doch was ist eine Notlage? Und werden Menschen, die sich in schwierigen Situationen befinden, durch ein spezielles Angebot nicht zusätzlich ausgegrenzt?

Als Antwort wurde ein Gemeinde-Mittagstisch als Format gewählt um zu zeigen, dass jeder Mensch ungeachtet seiner/ihrer persönlichen Situation willkommen ist und zur Gemeinschaft gehören kann. Das Ziel des Ziegenhainer Gemeinde-Mittagstisches (GMT) ist, durch eine gemeinsame wöchentliche Mahlzeit eine Plattform für Gespräche und Annäherung zwischen Menschen aus unterschiedlichen Lebenslagen anzubieten. Während des gemeinsamen Mittagessens besteht die Möglichkeit, mit dem örtlichen Pfarrer und dem Diakon/Sozialarbeiter ungezwungen Kontakt aufzunehmen. Die drei Prinzipien des Gemeinde-Mittagstisches sind:

- Gemeinsam statt einsam,
- gut günstig essen,
- teilhaben und etwas erleben.

Seit 2011 bietet die evangelische Kirchengemeinde jeden Freitag zwischen 12:00 Uhr und 13:30 Uhr den GMT sehr erfolgreich an und entwickelt sich kontinuierlich weiter. Mittlerweile nehmen bis zu 80 Personen das Angebot wahr. Unterschiedlichste Menschen aus Ziegenhain und sogar aus den umliegenden Dörfern kommen zusammen. Arzt- und Friseurtermine werden um den GMT gelegt, man verabredet sich zum

gemeinsamen Kinobesuch, tauscht Garten- und Heimwerker-Tipps aus. Und wenn jemand den Beitrag von 1 € momentan nicht zahlen kann, wird das durch Beiträge anderer Besucher*innen aufgefangen, denen das wöchentliche gemeinsame Mittagessen 5 € oder sogar 10 € wert ist.

Die Fachstelle Zweite Lebenshälfte hat gemeinsam mit dem Team des Ziegenhainer Gemeinde-Mittagstisches einen Werkzeugkoffer entwickelt, der andere dazu ermutigt, einen an die Bedarfe ihres Ortes angepassten Mittagstisch aufzubauen. Darin sind auch Hilfen zu Formalia wie den Hygienevorschriften, Starthilfen, damit der Anfang nicht schwer wird, sowie erfolgreiche Rezepte zu finden. Als weiteres Modell wird das „Café auf Zeit“ vorgestellt, das dabei helfen kann herauszufinden, ob ein ähnliches Angebot auf Dauer im Ort angenommen würde.



WERKZEUGKOFFER GEMEINDE-MITTAGSTISCH

2

MATERIALIEN

Den Werkzeugkoffer können Sie bestellen bei:

zweite.lebenshaelfte@ekkw.de
Telefon 06181 969120

oder

Andreas Wiesner, Dipl. Päd.
Pädagogischer Fachreferent
Wilhelmshöher Allee 330
34131 Kassel
Telefon 0561 9378 284
andreas.wiesner@ekkw.de

Im Bereich der EKKW unterstützt Andreas Wiesner Sie auch bei der Entwicklung eines Angebotes, das in Ihrem Ort passt.

ANDREAS WIESNER

Der Autor hat nach seinem Pädagogik- und Theologiestudium in Großbritannien 25 Jahre lang in Community Development/Gemeinwesenarbeit, Mediation und mit Menschen in der Zweiten Lebenshälfte gearbeitet. Gleichzeitig hat er über die sozialhistorische-feministische Methode der Bibelexegese an der Universität Sheffield geforscht. Zurzeit arbeitet er als Pädagogischer Fachreferent der Fachstelle Zweite Lebenshälfte im Referat Erwachsenenbildung der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck.



ZUSAMMEN SIND WIR HEIMAT

Die Caritas-Kampagne 2017 für eine offene
Gesellschaft und Teilhabemöglichkeiten für alle



MATERIALIEN

3

Gelingendes Zusammenleben von Einheimischen und Zuwanderern ist Thema der diesjährigen Caritas-Kampagne „Zusammen sind wir Heimat“. Denn angesichts der gro-



ßen Zahl der Flüchtlinge, die in den vergangenen Jahren nach Deutschland kamen, sind Einheimische und Zuwanderer nun gleichermaßen gefordert, ihren Beitrag für eine offene und vielfältigen Gesellschaft zu leisten, in der alle ihre Chancen und Entwicklungsmöglichkeiten haben.

Dabei stellt die Caritas keineswegs in Abrede, dass eine solche Gesellschaft eine Herausforderung für viele bedeutet: „Zusammenleben in Vielfalt muss eingeübt werden“, betonte im Januar zum Auftakt der Kampagne Caritas-Präsident Dr. Peter Neher. „Dazu gehört es auch, sich mit Unterschieden in der Weltanschauung und der Lebensführung zu beschäftigen und Differenzen und Konflikte auf der Basis einer freiheitlich-demokratischen Grundordnung auszutragen!“

Kernpunkt der Kampagne ist der Heimatbegriff, dessen Deutung man nicht weiter den

Stimmungsmachern von Rechtsaußen überlassen möchte. Also stellt die Kampagne die Frage: Was ist überhaupt für Dich Heimat? Was macht sie genau aus? Ist es der Ort, die Landschaft, die einem vertraut ist? Sind es die Menschen, die man kennt? Welche Rolle spielen Sprache und Bräuche? Gehören bestimmte Gegenstände dazu, Musik, Tänze, Essen und Trinken, bestimmte Feste und sonstiges Brauchtum? Öffnet man sich und spricht mit den Neuankömmlingen, nimmt einander wahr, lernt sich besser kennen und lebt miteinander, so wird man schnell feststellen, dass Heimat ein Gesamtgefühl ist, das nicht nur durch den Ort bestimmt ist. Und: Heimat kann man tatsächlich miteinander teilen, ohne dass sie dadurch für den Einzelnen weniger wird.

Unter www.zusammen-heimat.de, der Kampagnen-Website, finden Interessierte alle Informationen zur laufenden Caritas-Kampagne, Hinweise auf Materialien und Downloads, ferner Vorschläge, das Kampagnenthema Thema – etwa mit einer Heimat-Ausstellung – umzusetzen sowie zur Inspiration einen Heimat-Quiz.

Die Caritas-Zeitschrift „Sozialcourage spezial zur Kampagne „Zusammen sind wir Heimat“ sendet Ihnen kostenlos auch gerne Fuldaer Caritas zu: Einfach dazu ein Mail an oeffentlichkeitsarbeit@caritas-fulda.de senden.



DR. CHRISTIAN SCHARF

ist seit 2004 Pressereferent beim Caritasverband für die Diözese Fulda und auch zuständig für die gesamte Öffentlichkeitsarbeit einschließlich der Kampagnensteuerung.

ZUSAMMEN SIND WIR HEIMAT

Die Caritas-Kampagne 2017 für eine offene
Gesellschaft und Teilhabemöglichkeiten für alle

4

MATERIALIEN

Caritas-Konferenzen Deutschlands e.V. – Das Netzwerk von Ehrenamtlichen gibt jedes Jahr ein Handbuch zur Caritas Jahreskampagne heraus.

Folgende Handbücher sind erhältlich:

■ **Handbuch 2017: ZusammenLeben**

Gewinnen Sie mit dem CKD-Ehrenamts- handbuch 2017 neue Perspektiven zu Heimat, Heimatlosigkeit, solidarisches Zusammenleben in Vielfalt und den Umgang mit Vorbehalten in diesem Zusammenhang. Das Handbuch mit fachlichen, spirituellen und ganz praktischen Impulsen richtet sich speziell an Ehrenamtliche und Hauptberufliche der Ehrenamtsarbeit.

Format: 22 x 30 cm – 74 Seiten

Preis: Mitglieder 8,50 € / ansonsten 10,50 €

■ **Handbuch 2016: GreisenJung – Ein neues Für- und Miteinander der Generationen**

Neue Kommunikationsformen eine steigende Berufstätigkeit beider Elternteile, Ganztageschulen, welche die Schüler bis spät Nachmittags unter ihresgleichen in ihrer „Schuleinrichtung“ halten oder die zunehmende Zahl älterer Menschen, die ebenfalls unter sich in Seniorenheimen leben, haben eins gemein: sie verkomplizieren die Chance auf ein mögliches Miteinander der Generationen außerhalb der Familie. Neun Praxisbeispiele aus zeigen unter verschiedenen Blickwinkeln Hintergründe, Räume und Ideen für ein neues generationenübergreifendes Für- und Miteinander.

Format: 22 x 30 cm – 77 Seiten

Preis: Mitglieder 8,50 € / ansonsten 10,50 €

■ **Handbuch 2015. Provinz war gestern. Ländliche Räume erfinden sich neu.**

Viele Folgen des demografischen Wandels sind auf dem Land bereits sichtbarer als in der Stadt. Das CKD-Handbuch bietet Fachbeiträge, Gottesdienstbausteine sowie konkrete Praxisbeispiele an (Caritas-Jahreskampagnen-Thema „Stadt – Land – Zukunft – Hilf mit, den Wandel zu gestalten“).

Format: 22 x 30 cm – 77 Seiten

Preis: Mitglieder 8,50 € / ansonsten 10,50 €

■ **Handbuch 2014: Tupo pamoja! [Wir gehören zusammen] – Solidarität weltweit!**

Unsere (Kauf-)Entscheidungen haben oft ohne unser Wissen fatale Folgen für Menschen in anderen Ländern dieser Erde. In einer global vernetzten Welt ist deshalb ein bewusstes, weltweit solidarisches Handeln wichtiger denn je. Dieses Handbuch – abgestimmt auf die Bedarfe von Ehrenamtlichen – unterstützt auf verschiedenen Ebenen und mit unterschiedlichen Ideen die praktische und politische Umsetzung von „Solidarität weltweit!“ in der ehrenamtlichen Arbeit vor Ort.

Format: 22 x 30 cm – 77 Seiten

Preis: Mitglieder 8,50 € / ansonsten 10,50 €

Die Handbücher können per E-Mail an: ckd@caritas.de bestellt werden.

Mehr Informationen über die Caritas-Konferenzen Deutschlands e.V. – Das Netzwerk von Ehrenamtlichen und über weitere Handbücher und Materialien können Sie unter <http://www.ckd-netzwerk.de/startseite/> erfahren.

WIR SIND NACHBARN. ALLE BAUSTEINE FÜR VERANSTALTUNGEN



■ **Einleitung**

Menschen leben in Nachbarschaften – von Beginn an. Das wird schon aus der Entstehungsgeschichte des Wortes Nachbar (mittelhochdeutsch: nâchgebûre) deutlich: Es ist zusammengesetzt aus dem Adjektiv „nahe“ und dem Substantiv „Bauer“ im ursprünglichen Sinn von „sich niederlassen“, „wohnen“. Nachbarn sind Menschen, die in den nächstgelegenen Wohnungen oder Häusern leben. Aus dieser räumlichen Nähe entstanden in der Agrargesellschaft durch gemeinsame Interessen und gegenseitige Unterstützung soziale Nachbarschaften, die zum Teil bis heute in dörflichen Gegenden noch Bestand haben. Im Laufe der Zeit verloren sie – vor allem in den Städten – durch eine zunehmende Individualisierung, Pluralisierung und Anonymisierung des Lebens an Bedeutung.

Heute erleben Nachbarschaften wieder eine Art Renaissance. So sind in den letzten Jahren vielfältige nachbarschaftliche Zusammenschlüsse entstanden. Als am Gemeinsinn orientierte, häufig selbstorganisierte Beziehungsformen leisten sie einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung der Zivilgesellschaft. Ihr Ziel ist es, ein verlässliches Miteinander zu ermöglichen und tragfähige Sorgestrukturen entstehen zu lassen, von denen alle Beteiligten profitieren können. Diese sind besonders für ältere Menschen von Bedeutung. Sie steigern deren Lebenszufriedenheit und -qualität, fördern ihre Teilnahme am sozialen Leben im Quartier und erleichtern ein längeres selbstständiges Wohnen in den eigenen vier Wänden.

Nachbarschaftliche Zusammenschlüsse entstehen auf Initiative von einzelnen Bürgerinnen und Bürgern oder auch durch Woh-

nungsbaugenossenschaften oder gemeinschaftliche Wohnprojekte. Im günstigsten Fall werden sie unterstützt und gefördert durch Kommunen. Gelegentlich initiieren und unterstützen Kirchengemeinden Nachbarschaftsprojekte und tragen durch deren Förderung und Begleitung zu einem gelingenden Miteinander im Gemeinwesen bei.

■ **Zielsetzung:**

- Die Kirchengemeinde stärker für die Menschen im Quartier öffnen.
- Den Aufbau einer lebendigen Nachbarschaftshilfe im Gemeindebezirk fördern.
- Die Kontaktflächen der Kirchengemeinde zu den Menschen im Gemeindebezirk erweitern und ihre Vernetzung mit anderen Gruppen im Quartier intensivieren.
- Sich als Kirchengemeinde an der Quartiers- bzw. Dorfentwicklung aktiv beteiligen.
- Das Miteinander der Menschen im Wohnumfeld fördern.
- Die Lebensgestaltung und das Zusammenleben von Jung und Alt im Quartier fördern.
- Die selbstständige Lebensführung älterer Menschen in den eigenen vier Wänden unterstützen helfen.

■ **Zielgruppe:**

- Kirchenvorsteherinnen und Kirchenvorsteher
- Mitarbeitende der Kirchengemeinde
- Mitglieder der Kirchengemeinde (offene Einladung)
- Gezielte Einladung von Schlüsselpersonen im Quartier zu einer Klausurtagung des Kirchenvorstandes bzw. des Presbyteriums



WIR SIND NACHBARN. ALLE BAUSTEINE FÜR VERANSTALTUNGEN

6

MATERIALIEN



■ Zeitplan:

- Gedacht ist an eine ca. dreistündige Nachmittagsveranstaltung.
- Denkbar sind aber auch eine Verkürzung auf eine zweistündige Abenveranstaltung oder der Einsatz einzelner Bausteine im Rahmen einer Klausurtagung eines Kirchenvorstandes bzw. Presbyteriums.
- Die einzelnen Bausteine sind frei variierbar.

■ Materialien:

- Den hier aufgeführten Veranstaltungsablauf finden sie zum Ausdrucken unter

https://www.ekd.de/eafa/sorgende_gemeinde_werkheft.html

Zeit	Themen und Ziele	Methodische Schritte	Materialien und Quelle
BEGRÜSSUNG UND EINFÜHRUNG			
5 Minuten		<p>Nennung von Anlass, Ziel und Inhalten der Zusammenkunft</p> 	<p>Vorbereitungsmaterial: Werkheftbeiträge und Flyer „Wir sind Nachbarn. Alle“ Download 1</p>
EINSTIMMEN IN DAS THEMA			
45 Minuten	Bibel und Nachbarschaft	<p>Biblische Texte erschließen</p> <ol style="list-style-type: none"> 1. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer (TN) werden aufgefordert, den auf ihrem Stuhl liegenden Bibelvers zu lesen und ihn anschließend mit den Personen gleichfarbiger Karten zu diskutieren. 2. Frage für die Kleingruppen: <i>Was hat das biblische Wort mit unserem Gemeindealltag zu tun?</i> 3. Aufgabe der Kleingruppen für das Plenum: <i>Fassen Sie das Ergebnis des Gruppengesprächs in einem Satz zusammen und stellen Sie es im Plenum vor.</i> <p>Die Gesprächsergebnisse werden stichwortartig auf einen Flipchart geschrieben.</p> 	<p>Karten mit Bibelversen zum Thema Download 2: Textvorschläge für die biblische Einstimmung</p> <p>Eine Auswahl von Bibelversen ist auf unterschiedlich farbigem Papier geschrieben. Je nach Gruppengröße und Anzahl der Kleingruppen ist jeder Vers zwei- oder dreifach auf gleichfarbigem Papier kopiert.</p>



WIR SIND NACHBARN. ALLE BAUSTEINE FÜR VERANSTALTUNGEN



MATERIALIEN

7

45 Minuten	Wünsche, Erwartungen und Vorstellungen zur Nachbarschaftsarbeit	<p>Variante Arbeit mit Symbolen</p> <p>In der Mitte des Raumes liegen einige Gegenstände. Die TN werden aufgefordert, einen Gegenstand auszuwählen und mit Hilfe des Symbols ihre Vorstellungen von einer lebendigen Nachbarschaft der Gruppe mitzuteilen. Einstiegsfrage: <i>Lebendige Nachbarschaft – Was heißt das für mich?</i></p>	Als Symbole geeignet sind z.B. ein Ei, Herz, Buch, Uhu, Sitzkissen, eine Pinnwand, Hammer, Bohrmaschine, Uhr, Einkaufstasche, Zeitung, Wärmflasche, Gießkanne, Schlüsselbund ...
------------	---	--	--

BEARBEITEN DES THEMAS

30 Minuten	Das Verschwinden der sozialen Netze	<p>Doris Blum – oder eine alltägliche Geschichte</p> <p>Am Beispiel der fiktiven Geschichte von Doris Blum wird die Gefahr der Ausdünnung der sozialen Netze im Alter verdeutlicht.</p> <p>1. Das Vorbereitungsteam liest mit verteilten Rollen die vier Lebensphasen von Doris Blum. 2. Gleichzeitig wird der Abbau der sozialen Beziehungen von Doris Blum mit Hilfe von Spielfiguren auf einer PowerPoint-Präsentation dargestellt.</p>	 	<p>Download 3: Text der Geschichte von Doris Blum</p> <p>Download 4: PowerPoint-Folien</p>
30 Minuten	Soziale Netze erhalten und fördern	<p>Moderiertes Gespräch</p> <p>Fragen: <i>Was hätte Doris Blum wann tun müssen, um für das Alter vorzusorgen? Gibt es Doris Blum auch in unserer Gemeinde? Welche Personengruppen sind in einer ähnlichen Situation? Welche Bedarfe gibt es in unserer Gemeinde?</i> Moderationsleitung hält die Ergebnisse des Gesprächs auf dem Flipchart fest.</p>	Flipchart und Stifte	

PAUSE

KONKRETISIERUNG FÜR DIE PRAXIS


60 Minuten	Nachbarschaft betrachten und entwickeln	<p>Metaplantchnik</p> <p>TN analysieren mit Hilfe von grünen, roten und blauen Moderationskarten die Situation in der Nachbarschaftsarbeit und benennen zukünftige Aufgaben.</p> <p>1. Einzelarbeit Fragen: <i>Was ist in unserer Nachbarschaft lebendig? (grün)</i> <i>Was sollte noch dazu kommen? (rot)</i> <i>Wer im Quartier kann zu einer lebendigen Nachbarschaft etwas beitragen? (blau)</i></p>	Stift, Moderationswände und -karten
------------	---	--	-------------------------------------



WIR SIND NACHBARN. ALLE BAUSTEINE FÜR VERANSTALTUNGEN

8

MATERIALIEN

		<p>2. Plenum</p> <ol style="list-style-type: none"> 1. Die TN stellen ihre ausgefüllten Karten vor. 2. Die Ergebnisse der Kartenabfrage werden an der Moderationswand in Clustern geordnet. 3. Die TN machen die für sie wichtigsten drei Aussagen/Ideen mit Klebepunkten kenntlich. 4. Das Gesamtergebnis wird bewertet und diskutiert. <p>Frage: <i>Was sollte weiterverfolgt/umgesetzt werden?</i></p>	
60 Minuten	Wünsche formulieren und Gleichgesinnte suchen	<p>Variante 1 Dominomethode</p> <ol style="list-style-type: none"> 1. Die TN bekommen mehrere Moderationskarten und einen Stift und werden gebeten, drei Wünsche zur Belebung der Nachbarschaft aufzuschreiben. 2. Die Ergebnisse werden mit Hilfe der Dominomethode auf dem Fußboden nach Clustern sortiert: Ein/e TN stellt seinen/ihren Wunsch vor und erläutert ihn. Danach legen andere TN Wünsche an, die inhaltlich zu dem Erstgenannten passen. Kann niemand mehr einen passenden Wunsch äußern, beginnt ein neues „Wunschneest“. 3. Aufteilung des Plenums nach „Wunschneestern“: Die TN werden aufgefordert, sich zu ihrem Wunschneest zu stellen. <p>Frage:<i>Warum sollten wir diesen Wunsch weiter verfolgen?</i></p>	Stift, Moderationskarten
90 Minuten	Situation der Nachbarschaft analysieren, Wünsche und Bedarfe ausmachen, neue Ideen entwickeln und Bündnispartner suchen	<p>Variante (2) World Café mit vier Gesprächsrunden</p> <p>Auf den Tischen liegen Papiertischdecken und mehrere Filzstifte. An jedem Tisch gibt es „Gastgeberinnen“ bzw. „Gastgeber“ (GG), die die Gespräche moderieren und dafür sorgen, dass die Gesprächsergebnisse auf den Tischdecken festgehalten werden. Die GG bleiben die ganze Zeit über am selben Tisch.</p> <p>Ablauf</p> <ol style="list-style-type: none"> 1. Die TN werden aufgefordert, sich einem Tisch zuzuordnen. Die Höchstzahl der TN ist vorher festzulegen (möglichst nicht mehr als 7 Personen pro Tisch, ggf. die Anzahl der Tische verdoppeln und jede Frage parallel an zwei Tischen diskutieren lassen). 2. Nach 15 Minuten fordert die Glocke zum Wechsel auf. 3. Die Gesprächsgruppen gehen auseinander, die einzelnen TN ordnen sich einem anderen Tisch zu. Dies wiederholt sich noch zweimal. 4. Am Schluss soll jede/r TN alle Tische aufgesucht haben. Die Ergebnisse der Diskussionsrunden an den Tischen werden von den GG im Plenum vorgetragen und anschließend diskutiert. 	 <p>Download 5: World Café Je nach Anzahl der TN vier bis acht (möglichst) runde (Steh-)tische, Filzstifte, Papiertischdecken</p> <p>Eine Glocke als Signalgeber für den Wechsel an den Tischen</p> <p>vier Moderationswände und Nadeln</p>



WIR SIND NACHBARN. ALLE BAUSTEINE FÜR VERANSTALTUNGEN



MATERIALIEN

9

Fragen für die Tische:

Erster Tisch

Wie nehme ich Nachbarschaft in unserem Quartier wahr?

Was gibt es bereits?

Was läuft gut?

Zweiter Tisch

Was fehlt für eine lebendige Nachbarschaft?

Was wäre zusätzlich wünschenswert?

Dritter Tisch

Wie lassen sich mehr Menschen für eine lebendige Nachbarschaft gewinnen?

Gibt es „Schlüsselpersonen“, die beim Aufbau hilfreich sein könnten?

Vierter Tisch

Was kann/sollte unsere Kirchengemeinde zum Aufbau lebendiger Nachbarschaften beitragen?

Welche Kooperationspartner sind für die Kirchengemeinde in der Nachbarschaftsarbeit denkbar?

ABSCHLUSS

15 Minuten

Klärung der
Weiterarbeit
und
Verabredungen

Vereinbarungen im Plenum

Fragen für die Verabredungen:

Wer macht was – mit wem – bis wann?

Wann treffen wir uns wieder?

Die Ergebnisse werden schriftlich festgehalten

Verabschiedung mit Reisesegen

Flipchart und
Stifte

Abdruck mit freundlicher Genehmigung durch:
Referat für Chancengerechtigkeit
Kirchenamt der EKD
Herrenhäuser Straße 12, 30419 Hannover

Der Artikel ist ursprünglich erschienen in: Werkheft. Sorgende Gemeinde werden. Grundlagen. Konzepte. Material, hg. v. Vorstand der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit in der EKD, Hannover 2016. Das Werkheft will kirchliche Akteure anregen, ihre Rolle im Gemeinwesen zu bedenken und sich der Frage zu stellen, was sie an ihrem Ort zu sorgenden Gemein-

schaften beitragen können. Das Werkheft selbst ist Teil des Projektes „Sorgende Gemeinde werden“ der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit in der EKD (EAFa).

Das komplette Werkheft und weitere Informationen sind erhältlich bei: Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit in der EKD (EAFa)
Herrenhäuser Str. 12, 30419 Hannover
Telefon 0511 2796-205 oder -441
eafa@ekd.de
www.ekd.de/eafa/

JENS-PETER KRUSE

(73 Jahre) Diakon und Diplom-Pädagoge mit dem Schwerpunkt Jugend- und Erwachsenenbildung, bis 1992 Leiter des Fachbereichs Männerarbeit im Haus kirchlicher Dienste in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers, Mitglied des Präsidiums des DEKT, Mitglied im Fachausschuss „Aktuelle Fragen der Seniorenpolitik der BAGSO, Mitglied des Seniorenbeirates der Landeshauptstadt Hannover, Vertreter des Niedersächsischen Seniorenrates im NDR-Rundfunkrat, seit 2006 Mitglied im EAFa-Vorstand und seit 2010 Vorsitzender der EAFa.



IM ÄLTERWERDEN UNTERWEGS ALS NACHBARN! KIRCHLICHE RESSOURCEN



MATERIALIEN

10

Die dynamischen Entwicklungen im gesellschaftlichen Altersaufbau fordern Gesellschaft, Kirchen und Diakonie heraus. Die beiden hessischen Landeskirchen antworten darauf mit Initiativen, Netzwerken und professioneller Beratung für Kirchenkreise/Dekanate, Kirchengemeinden und Engagierte



Evangelische Kirche in Hessen-Nassau

■ **Anlass und Ziel**

Die Netzwerkgründung folgte einer Empfehlung der Konsultationsgruppe „Leben im Alter“, die von 2006 bis 2008 im Auftrag der Kirchenleitung zu Fragen des Alters in der EKHN gearbeitet hatte. Im Rahmen dieser Konsultation wurden die gesellschaftliche Entwicklung sowie Folgerungen für kirchenleitendes Handeln in den Blick genommen.

■ **Das Netzwerk**

Das in kirchlichen Zugehörigkeiten länderübergreifende Netzwerk ‚Leben im Alter‘ (LiA) mit derzeit 120 Mitgliedern aus Dekanaten, Zentren, Selbsthilfeinitiativen und der Diakonie hat die Verbesserung der Zusammenarbeit der Dienste, Einrichtungen und Kirchengemeinden zur Erhaltung von Selbständigkeit und Selbstbestimmung im Alter zum Ziel.

- Verringerung von „Schnittstellenproblematiken“
- Schaffung von mehr Transparenz und Partizipation

- Entwicklung und Förderung von gemeinsamen Qualitätsstandards und Projekten
- Verbesserung der eigenen Angebote durch Zusammenarbeit und Vernetzung (Qualität und Quantität)
- Stärkung des fachlichen Austauschs durch jährlich stattfindende Netzwerk- und Fachtagungen
- Publikation gelungener Praxisbeispiele
- Verbreitung neuer Formen der Seniorenarbeit
- Förderung des freiwilligen Engagements
- LiA benennt und fördert gesellschaftliche und politische Rahmenbedingungen, die selbständiges Leben bis ins hohe Alter ermöglichen
- bezieht die Kompetenzen und Erfahrungen alter und älterer Menschen ein
- formuliert Problemanzeigen zu Fragen des Alter(n)s, um diese gemeinsam mit staatlichen, kommunalen und anderen gesellschaftlichen Akteuren in die öffentliche Diskussion zu bringen,
- erstellt entsprechende Stellungnahmen
- informiert seine Mitglieder über aktuelle Entwicklungen und Veranstaltungen im Themenbereich

LiA versteht sich genauso als gemeinsame Plattform für freiwillig Engagierte, wie für professionell tätige Menschen. Neue Mitglieder sind jederzeit herzlich willkommen. Die Mitgliedschaft ist kostenlos.

■ **Themen**

Im Rahmen von Fachveranstaltungen befassten sich Mitglieder und Interessierte mit den Themenstellungen

- Blühende Gemeinden in Zeiten des demografischen Wandels – ein Widerspruch? (2011)
- Kommt der Psalter mit dem Alter? – Religiosität im Alter (2012)



IM ÄLTERWERDEN UNTERWEGS ALS NACHBARN! KIRCHLICHE RESSOURCEN

11

MATERIALIEN

- Wofür wird es reichen? – Auf dem Weg ins Alter mit wenig Geld? (2013)
- WOHNEN mit Netz und Nachbarschaft (2014)
- Im Alter gemeinsam gut leben. (2015) Kirchengemeinden und Diakonie als Mitgestalter zukunftsfähiger Gemeinschaften
- (Mehr) Nachbarschaft wagen! (2016) Entwicklung neuer Verantwortungsgemeinschaften in der Gemeinde
- U 100: Die unsichtbaren Alten (2017) Hochaltrige Menschen und ihre Rolle in Kirche und Gesellschaft

Anfragen und weitere Informationen

- Zentrum Gesellschaftliche Verantwortung der EKHN
Albert-Schweitzer-Straße 113 -115
55128 Mainz
Gisela Zwigart-Hayer
(Geschäftsführerin)
Telefon 06131 28744-36
Fax 06131 28744-11
g.zwigart-hayer@zgv.info
Informationen unter:
www.leben-im-alter.ekhn.de
- Sprecherin des Netzwerkes
Dagmar Jung
Diakonie Hessen
Telefon 069 7947-6329
dagmar.jung@diakonie-hessen.de

■ **Ressourcen für die Bildungsarbeit mit Älteren durch das Zentrum Bildung der EKHN**

Bildungsarbeit mit Älteren Menschen beschäftigt sich mit den gesellschaftlichen Be-

dingungen sowie den alltäglichen Herausforderungen des Älterwerdens in der heutigen Zeit.

Altenbildung in der Evangelischen Erwachsenenbildung orientiert sich am Konzept des „lebensbegleitenden Lernens“ und verknüpft Bildung mit den entsprechenden Lebensphasen der Menschen. Sie möchte darüber hinaus die Altenarbeit in der EKHN inhaltlich weiterentwickeln und zu einer besseren Vernetzung dieses Arbeitsfeldes beitragen.

Unser Angebot im Bereich Altenbildung umfasst folgende Themenfelder:

- Themensetzung, Seminargestaltung und Angebotsentwicklung in der Altenarbeit
- Differenzierung: drittes und viertes Lebensalter
- Projekte in der Altenarbeit

Wir bieten Ihnen:

- Fortbildungsangebote für Haupt- und Ehrenamtliche in der Altenarbeit
- Fachberatung und Unterstützung für die konkrete Altenarbeit vor Ort
- Konzeptentwicklung und Beratung im Fachfeld Altenarbeit innerhalb der Kirchengemeinde und im Dekanat
- Vortrags- bzw. Referententätigkeit zu speziellen Themen und Veranstaltungen rund um die Altenarbeit
- Publikationen wie zum Beispiel das Buch „Altenarbeit Weiterdenken“ von M. Erhardt, L. Hoffmann und H. Roos.

Kontakt

Martin Erhardt (Bildungsarbeit mit Älteren)
Zentrum Bildung der EKHN
Erbacher Straße 17, 64287 Darmstadt
Telefon 06151 6690-186
martin.erhardt.zb@ekhn-net.de



IM ÄLTERWERDEN UNTERWEGS ALS NACHBARN! KIRCHLICHE RESSOURCEN



MATERIALIEN

12

Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck

Wie werden die Älteren und Alten zu Akteur*innen in Ihrem Ort? Netzwerken in der Nachbarschaftshilfe? Wie lässt sich die Arbeit mit Menschen in der zweiten Lebenshälfte in der Region neu ausrichten? Es ist wie beim Puzzeln. Aus dem unsortierten Haufen kleiner Teile wird nach und nach ein Bild, das Sinn macht. Manchmal fehlt dieses eine kleine Teilchen, das die Brücke bildet. Zum Beispiel eine Idee, die Menschen von A nach B transportiert. Oder eine Person, die zwei Welten zusammenbringt.

Die Fachstelle Zweite Lebenshälfte berät, begleitet, unterstützt und bildet weiter: Sie

FACHSTELLE ZWEITE LEBENSHÄLFTE

im Referat Erwachsenenbildung der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

arbeitet mit Kirchenkreisen, Gemeinden, Organisationen wie Bürger-, Nachbarschafts- und Generationenhilfen, mit Ehren-, Neben- und Hauptamtlichen.

„Wir wollen:

Ein gutes Leben für alle am Ort bis zuletzt.

Wir arbeiten auf Augenhöhe:

Wir sind alle Expert*innen.

Wir denken sozialräumlich:

Für den ganzen Ort, für die Region.“

Hier eine Auswahl von Materialien und Online-Bildungsangeboten die von der Fachstelle erhältlich sind:

■ **Der DorfMOOC:**

„Unser Dorf: Wir bleiben hier!“

Ein Online- Kurs für alle, die in ihrem Ort etwas bewegen möchten. Mit Einführungsheft. www.unser-dorf-mooc.de

■ **Werkzeugkoffer Gemeindemittagstisch**

Aus den Erfahrungen des Gemeinde-Mittagstischs in Ziegenhain können andere lernen. Der Werkzeugkoffer gibt praktische Hilfestellung für Initiativen, die einen Mittagstisch oder ein Café (auf Zeit) anbieten möchten.

■ **Broschüre NACHmachBAR**

17 Beispiele aus Kurhessen-Waldeck zeigen, wie Ältere sich im Sozialraum engagieren und Teilhabe Älterer ermöglichen. Eine Broschüre, die zum Nachmachen anregt.

■ **Methodenkoffer**

„Veranda Social Club Café“

Das „Veranda Social Club Café“ ist ein ergebnisoffener Prozess für die Arbeit mit Älteren, in dem sich Themen, Fähigkeiten, Talente und Wünsche herauskristallisieren und kreativ und lustvoll

in Gang gesetzt werden. Diese werden dann in ein oder mehrere selbstbestimmte Projekte zusammengeschnürt.

Kontakt

Andreas Wiesner

Telefon 0561 9378 284

andreas.wiesner@ekkw.de

Annegret Zander

Telefon 06181 969120

annegret.zander@ekkw.de

Bestellungen

Angelika Sinsel

Telefon 06181 969120

zweite.lebenshaelfte@ekkw.de

Fachstelle Zweite Lebenshälfte

Akademiestraße 7, 63450 Hanau

Weitere Angebote wie Blog, Newsletter, Information zu Veranstaltungen und Beratungsthemen

www.fachstelle-zweite-lebenshaelfte.de



IM ÄLTERWERDEN UNTERWEGS ALS NACHBARN! KIRCHLICHE RESSOURCEN

13

MATERIALIEN

Diakonie 
Hessen



© Christine Hartauer,
Religionspädagogisches
Institut der EKKW und der EKHN, Frankfurt,
bearbeitet von Claus-Dieter Suß,
Diakonie Hessen



HERBERT E. GUNKEL

*Herbert E. Gunkel (*1945 in Darmstadt) Studium in Frankfurt und Darmstadt. Lang-jährig ehrenamtlich in evangelischer Jugend-(Vertretungs-), Schüler-, Israel- und Ost-West-Begegnungsarbeit tätig. Mitwirkung in Dekanats- und Kirchensynoden sowie in Kirche und Diakonie. Tätig an Beruflichen Schulen in Wiesbaden und Darmstadt sowie im Staatlichen Schulamt. Vorstandsarbeit in Erzieher-, Lehrer-Verbänden und Betroffeneninitiativen. Mitarbeit im Netzwerk (Steuerungsteam) Leben im Alter in der Ev. Kirche in Hessen und Nassau. Kirchenvorsteher der Andreasgemeinde Darmstadt. Ehrenamtlicher Quartiermanager, Beauftragter für Konversion, DRiN-Projekt und Arbeit für und mit Geflüchteten.*

ANDREAS WIESNER



Der Autor hat nach seinem Pädagogik- und Theologiestudium in Großbritannien 25 Jahre lang in Community Development/Gemeinwesenarbeit, Mediation und mit Menschen in der Zweiten Lebenshälfte gearbeitet. Gleichzeitig hat er über die sozialhistorische-feministische Methode der Bibelexegese an der Universität Sheffield geforscht. Zurzeit arbeitet er als Pädagogischer Fachreferent der Fachstelle Zweite Lebenshälfte im Referat Erwachsenenbildung der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck.

WIR SIND NACHBARN. ALLE AUF EINEN BLICK



Inspiziert durch Frau Prof. Uta Pohl-Patalong¹

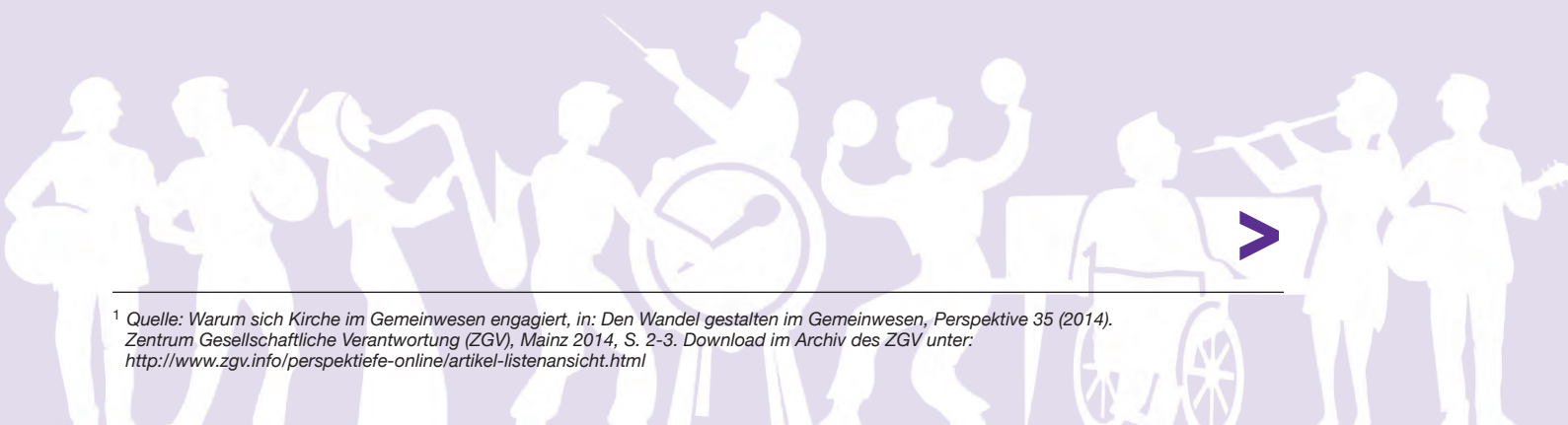


LIEBE GOTT, LIEBE DICH SELBST,
LIEBE DIE ANDEREN, WEIL GOTT UNS ALLE LIEBT

WIR SIND NACHBARN. ALLE AUF EINEN BLICK

15

MATERIALIEN



¹ Quelle: Warum sich Kirche im Gemeinwesen engagiert, in: Den Wandel gestalten im Gemeinwesen, Perspektive 35 (2014). Zentrum Gesellschaftliche Verantwortung (ZGV), Mainz 2014, S. 2-3. Download im Archiv des ZGV unter: <http://www.zgv.info/perspektiefe-online/artikel-listenansicht.html>

WIR SIND NACHBARN. ALLE AUF EINEN BLICK



Für Gruppen

Im Orchester werden alle Instrumente gebraucht

– WIR SIND WICHTIG. ALLE

Bei diesen beiden Methoden geht es darum, heraus zu arbeiten, dass alle Menschen im Gesamtgefüge wichtig sind. Die Musik klingt nur dann ausgewogen, wenn alle Instrumente im Orchester vertreten sind, sei es die Pauke oder die Triangel, laut oder leise, groß oder klein, alle sind wichtig und tragen ihren Teil zum Gesamtwerk bei.

Das Orchesterbild lässt sich übertragen auf das Gemeinwesen, die Kirchengemeinde, die Nachbarschaft usw. Die Idee hinter der Methode ist, die Rolle, die die jeweiligen Personen im Gesamtgefüge innehaben, mit Hilfe der Orchesterinstrumente zu identifizieren.

■ **Vier Ecken**

■ **Ziel**

Gegenseitiges Kennenlernen in Kleingruppen und etwas über sich selbst erzählen.

■ **Aufbau**

In vier Ecken wird je ein Musikinstrument / oder Fotos davon platziert. Sinnvoll ist es, in Ausdruck und Klangvolumen unterschiedliche Instrumente auszuwählen z.B. Basstrommel, Triangel, Pauke, Piccoloflöte usw.

■ **Umsetzung**

Mit der Fragestellung „Wie laut bin ich?“ fordert der Moderator die Teilnehmer*innen (TN) auf, sich einem der Instrumente zu zuordnen, mit dem sie sich aufgrund des Klangvolumens identifizieren. Wenn sich alle TN zugeordnet haben, tauschen sich die Personen in den vier Ecken aus, um sich kennen zu lernen.

Folgende Fragen kann der Moderator dazu noch in die Gruppen geben:

- Welche Musik spiele ich auf meinem Instrument?
- Welcher Rhythmus gefällt mir?

Um die Gesamtgruppe mit einzubeziehen, kann der Moderator nach einer festgesetzten Zeit (richtet sich nach der Gruppengröße) von Ecke zu Ecke gehen und einzelne Personen befragen.

■ **Welches Instrument spiele ich gerade?**

■ **Ziel**

Erkennen und bewusst werden der eigenen Rolle, die die jeweilige Person im Gesamtgefüge (z.B. im Freiwilligenteam der Kirchengemeinde) innehat.

■ **Aufbau**

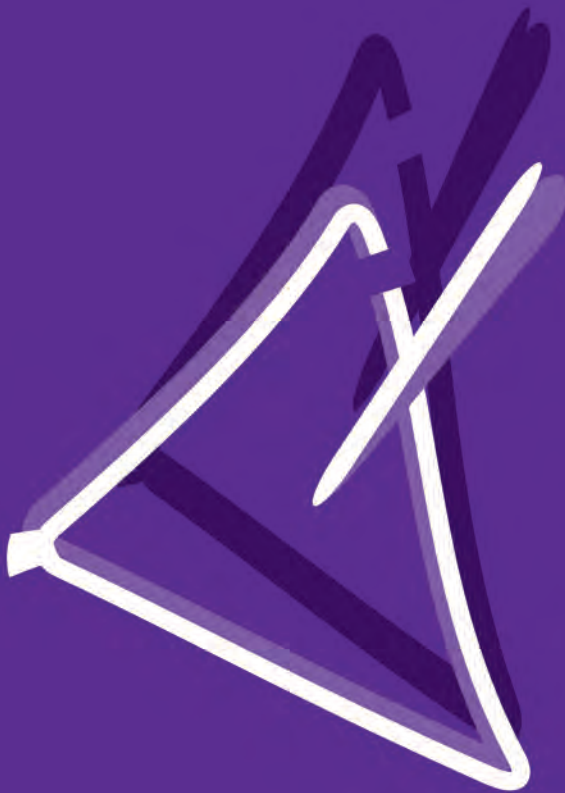
Im Raum werden unterschiedliche Instrumente / oder Fotos davon platziert.

Diese Instrumente sind Sinnbild für unterschiedliche Rollen, die die Teilnehmer*innen innehaben.

Spielt jemand die erste Geige oder haut er oft auf die Pauke, spielt er die Triangel oder tanzen alle nach seiner Pfeife.

■ **Umsetzung**

Mit den Fragestellungen „Welches Instrument spiele ich gerade im Orchester?“ und „Welches Instrument würde ich lieber spielen?“ fordert der Moderator die Teilnehmer*innen auf, sich zwei Instrumenten zu zuordnen, mit denen sie ihrer Rolle Ausdruck geben können. Sie sollen Sinnbild für die Rolle sein, die die jeweiligen TN in ihrem Gemeinwesen (o.a.) gerade besetzen und welche sie lieber besetzen würden. Jede*r „darf“ auch mit seiner Rolle zufrieden sein. Austausch dazu in Kleingruppen.





FÜNFUNDREISSIG MÖGLICHE THEOLOGISCHE BEGRÜNDUNGEN DER GEMEINWESEN DIAKONIE



Schöpfungslehre

- Gestaltung der Welt als Lebensraum ist allen gemeinsam aufgegeben. *(Glitzenhirn)*
- Gesellschaftsstrukturen können die Ebenbildlichkeit/Würde gefährden. *(Lingscheid)*
- Schwäche aller Menschen fordert hierarchieloses Miteinander/Solidarität. *(Bach)*

Christologie

- Inkarnation/Entäußerung Gottes in die Welt folgen. *(Kötter, Cornelius-Bundschuh)*
- Nachfolge als Compassion/Mitleidenschaft, Option für Arme. *(Bonhoeffer, Gern)*
- Begegnung mit Armen eröffnet den Weg zur Gottesbegegnung. *(Schmälzle)*

Soteriologie

- Rechtfertigung als Recht auf Existenz, Lebensraum und Würde. *(Sundermeier)*
- Gottes Bund/Selbstverpflichtung entsprechen durch Gemeindediakonie. *(Schäfer)*
- Versöhnungshandeln Gottes ermöglicht diakonische Trennungsaufhebung. *(Strohm)*

Ekklesiologie

- Gemeinden können ihre diakonische Wesensdimension wiedergewinnen. *(Philippi)*
- Es gibt kein Christentum und keine Diakonie ohne Gemeinschaft. *(Moltmann, Haas)*
- Kirche muss für andere bzw. für das Gemeinwesen da sein. *(Bonhoeffer, Lange)*
- Gemeinden sollen Inklusion leben und fördern, Kirche mit anderen. *(Haas, Wegner)*
- Arme müssen wieder einen Platz in Gemeinden finden. *(Grosse, Coenen-Marx)*
- Diakonie gründet in Taufe (Würde) und Abendmahl (Sozialität). *(Zellfelder)*

Eschatologie

- Reich Gottes beginnt in Gemeinschaft mit Armen, Gerechtigkeitskampf. *(Moltmann)*
- Sozialräume als Kraftfelder Gottes lebensdienlicher machen. *(Wegner)*
- Nachbarschaftsfeste verweisen auf eschatologische Festgemeinschaft. *(Sundermeier)*

Individual-ethik

- Aus dem Glauben folgen Werke der Liebe/Gottesdienst im Alltag. *(Luther)*
- Ethisches Hauptkriterium ist der Nutzen des Nächsten/Nachbarn. *(Luther)*
- Gastfreundschaft als neutestamentliche Tugend. *(Sundermeier)*

Sozialethik

- Gesellschaftliche Verantwortung von Christengemeinde/Bürgergemeinde. *(Barth)*
- Christliche Botschaft politisch deuten und sozialen Wandel vorantreiben. *(Cox)*
- Solidarische Kirche fördert gesellschaftliche Gerechtigkeit/Schalom. *(Hoekendijk)*



FÜNFUNDREISSIG MÖGLICHE THEOLOGISCHE BEGRÜNDUNGEN DER GEMEINWESEN DIAKONIE

18

MATERIALIEN

Praktische Theologie

Diakoniewissen- schaft

- Diakonie wird mit der Kirche wieder zusammengeführt und gewinnt Profil. (Haas)
- Umsetzung der geforderten Betroffenenbeteiligung, Selbsthilfebefähigung. (Strohm)
- Anwaltschaft und Strukturveränderung statt reiner Notlinderung. (Borggrefe)
- Gutes Instrument zur Armutsbekämpfung/Teilhabeermöglichung. (DW EKD)
- Fachlich gebotener Perspektivenwechsel vom Einzelfall zum Sozialraum. (Strohm)

Missionswissen- schaft

- Glaubwürdige Mission setzt Konvivenz voraus. (Sundermeier, Glitzenhirn)
- Ökumene will Kommunikation mit Kirchenfernen, Kirche mit anderen. (Kleinert)

Oikodomik

- Aktivierender diakonischer Gemeindeaufbau statt Milieuerengung. (Wegner)

Religionspädagogik

- Chance für zur Mündigkeit befreiende politische Erwachsenenbildung. (Lange)

Homiletik

- Gutes Predigen setzt die Kenntnis der Hörer und ihrer Situation voraus. (Lange)

Poimenik

- Alltagsseelsorge muss auch die Lebensbedingungen wahrnehmen. (Götzelmann)

Entstanden aus dem Fachtag Gemeinwesendiakonie, Hochschule Hannover, 17.11.2016

ALEXANDER DIETZ

Professor für Diakoniewissenschaft und Systematische
Theologie an der Hochschule Hannover.



ENGAGIERT IM SOZIALRAUM: EIN METHODISCHER EINSTIEG MIT MODELLKARTEN



- ***Ich packe meinen Koffer und nehme mit: Ein Set „Modellkarten für demografiefeste, inklusive Gemeinden, Quartiere, Städte und Regionen“. Woher?***

Entstanden sind die Modellkarten im Laufe der Begleitung von neun ländlichen Gemeinden in Bayern im Rahmen eines Modellprojekts (www.marktplatzdergenerationen.de). Wie können kleine und kleinste Einheiten mit den Anforderungen des demografischen Wandels zurechtkommen? Wie stellen sie die Grundversorgung mit Lebensmitteln sicher? Wie gut ist die Mobilität (ÖPNV, Fahrdienste zu Ärzten u.a.) organisiert? Wie kann die medizinische Versorgung sichergestellt werden? Wie und wo finden Kulturveranstaltungen statt? Brauchen wir eine Nachbarschaftshilfe in der Gemeinde? Wie können leerstehende Gebäude sinnvoll genutzt werden? Welche Siedlungsraumgestaltung ist zukünftig sinnvoll? Und welche Kooperationen braucht es dazu?

Die Berücksichtigung all dieser Aspekte trägt zu einer guten Lebensqualität vor Ort bis ins hohe Alter bei. Ziel des Modellprojekts war es, insbesondere älteren Menschen einen Verbleib in ihrer vertrauten Umgebung zu ermöglichen und z.B. den Umzug in ein entfernt gelegenes Pflegeheim zu verhindern. Denn es ist der Wunsch der überwiegenden Zahl älterer Menschen, in ihrer gewohnten örtlichen und sozialen Umgebung alt werden und bleiben zu können.

- ***Wozu?***

Beim Einstieg in die Beratungen machten wir zwei Erfahrungen. Einerseits fand zum Teil eine gedankliche Engführung statt: „Wofür gibt es Geld? – Das machen wir!“ und andererseits waren die Akteure vor Ort teilweise

von der Komplexität der Themenfelder und Möglichkeiten erschlagen.

Um zwischen Simplifizierung und Überkomplexität einen Möglichkeitsraum zu öffnen, wurden Modellkarten und ein Workshop-Format entwickelt, mit dem die Akteure in einer Gemeinde selbst neue Ideen zur „Demografiefestigkeit“ ihres Sozialraums und für sich selbst finden können. Ziel ist es, in einem ersten Schritt spielerisch mit den Modellkarten gute Beispiele und Möglichkeiten kennenzulernen, in einem zweiten Schritt eigene Ideen zu finden, zu konkretisieren und zu priorisieren und in einem dritten Schritt nach der Umsetzbarkeit im Sinne von Verantwortung, Aufgaben und Finanzierung zu fragen.

- ***Wer?***

Angesprochen sind mit den Modellkarten sowohl Kirchengemeinden und Dekanate als auch Kommunen, Quartiere und Regionen, die sich mit den angesprochenen Themenfeldern auseinandersetzen bzw. diese bewusst in ihre Arbeit integrieren möchten: ganzheitlich und inklusiv. Informativ sind die Karten aber auch für alle Interessierten, die sich in den Themenfeldern von den Beispielen inspirieren lassen möchten. Workshops können von entsprechend geschulten Beratern durchgeführt werden, aber auch von Quartiersmanagern, Trainern in der Erwachsenenbildung usw..

- ***Was und wie?***

Die Arbeit mit den Modellkarten erlaubt ein Kennenlernen bzw. Vertiefen verschiedener Optionen in sieben Handlungsfeldern: Nahversorgung und Infrastruktur, Mobilität und Barrierefreiheit, Bildung, Kultur und Sport, Gesundheit und Pflege, Dienstleistung und Services, Wohnen und Umfeld, Engagement und Teilhabe.



ENGAGIERT IM SOZIALRAUM: EIN METHODISCHER EINSTIEG MIT MODELLKARTEN

20

MATERIALIEN

Rund 50 Modelle bieten die Möglichkeit zur

- Identifikation von Ansatzpunkten für die Weiterarbeit in den Themenfeldern,
- Ideenfindung und Suche nach passenden Modellen für die spezifische Situation vor Ort,
- schnellen Identifikation bevorzugter Lösungsansätze,
- Unterstützung umfassender Konzeptarbeit in der Gemeinde, im sozialen Nahraum, im Quartier oder Dorf, in der Kommune oder Region.

Jedes Modell ist auf der einen Seite grafisch dargestellt und auf der anderen Seite kurz beschrieben sowie mit Internetseiten versehen, wo man sich das entsprechende Modell „ansehen“ kann.



Die Einsatzmöglichkeiten der Karten sind vielfältig. Sie reichen von individueller Recherchearbeit bezüglich gelungener Beispiele anhand der Links auf der Rückseite jeder Karte bis hin zu Workshops mit Klein- und Großgruppen. Es ist möglich mit allen Karten oder auch nur mit Teilen des Sets zu arbeiten.

An dieser Stelle sei der Ablauf eines „Erkundungsworkshops“ für Gruppen zwischen 21 und 42 Personen dargestellt.

Im Rahmen eines beispielsweise vierstündigen Workshops können sich die Teilnehmenden von den Ideen und Modellen auf den Karten inspirieren lassen und gleichzeitig ihre eigenen Ideen, die für ihre Gemeinde passen, zusammenstellen oder neu erfinden. Damit ergibt sich eine Handlungskonfiguration für die Gemeinde, die die künftigen Akteure bereits gemeinsam tragen.



Darüber hinaus gibt es für jedes Handlungsfeld Ideen- und Jokerkarten für eigene Ansätze.

ENGAGIERT IM SOZIALRAUM: EIN METHODISCHER EINSTIEG MIT MODELLKARTEN



MATERIALIEN

21

■ **Der Erkundungsworkshop könnte beispielsweise so ablaufen:**

■ 1. Kennenlernen der Modellkarten (15 Min)

Erläuterung der Karten inklusive der vorgesehenen Funktion der Ideen- und Jokerkarten.

■ 2. Modell-Themen erkunden (50 Min)

An z.B. sieben Tischen für 35 Personen mit den Karten eines Handlungsfeldes pro Tisch – werden in drei Runden die Karten der Themenfelder erkundet (à 15 Minuten pro Runde); 5 Personen pro Tisch, die sich austauschen, lesen, fragen...

■ 3. Passende Modelle identifizieren (110 – 140 Min)

Pro Tisch/Themenfeld werden in Kleingruppen ein bis zwei Modelle identifiziert, die für die eigene Situation passend oder nützlich sind. Das beinhaltet auch die Ideen, die selber entworfen werden oder Kombinationen von Modellen. Dazu jeweils gute Begründungen überlegen (50 Min).

■ 4. Ausgewählte Modelle/Ideen und Begründungen werden an eine Pinnwand geheftet und im Plenum besprochen. Mehrfachnennungen vermerken (40 – 70 Min).

■ 5. Die Modelle im Plenum priorisieren und clustern (20 Min); bei Bedarf nach Wichtigkeit, Relevanz ordnen; ggf. einteilen in a) Modelle, für die sich hier und jetzt jemand verantwortlich fühlt und b) Modelle, für die andere verantwortlich sein bzw. die andere umsetzen sollen.

Bezugsquellen

für das Modellkartenset und ebenso für die Durchführung von Workshops:

IR Strukturconsulting, Meisenweg 21, D-63825 Blankenbach
Telefon 0178 1700195, ir@strukturconsulting.de
www.strukturconsulting.de

IPOS, Institut für Personalberatung, Organisationsentwicklung und Supervision der EKHN, Kaiserstraße 2, D-61169 Friedberg
Telefon 06031 162970, ipos@ekhn-net.de, www.ipos-ekhn.de

Pause (20 Min)



INES RIERMEIER

ist seit 2010 als selbständige Beraterin IR Strukturconsulting tätig. Sie begleitet Veränderungsprozesse bei Einzelpersonen, Teams, Organisationen und Gemeinden. Beratungsschwerpunkte sind derzeit Moderationen in Sozialeinrichtungen, die Beratung ländlicher Kommunen in Bayern sowie Partizipations- und Quartiersentwicklungsprozesse.



GERD BAUZ

leitete bis 2016 das Institut für Personalberatung, Organisationsentwicklung und Supervision in der EKHN in Friedberg. Seit seinem Ruhestand ist er als selbständiger Berater tätig und begleitet Veränderungsprozesse in vielfältigsten Zusammenhängen.

GEMEINSAM GEBETET



D A7/cis h7 D/a

Ge - mein - sam ge - be - tet, ge - mein - sam ge - sun - gen. Ge -

G D/fis e7 A4-3 D

mein - sam um Wahr - heit und Frie - den ge - run - gen. Ein - an - der be - geg -

A/cis h A G2 h/g

- net und be - hut - sam be - rührt, ein Stück der Welt

D /cis D/h G/a D

Got - tes in den Hän - den ge - spürt.

Text, Musik und Satz: Ralf Kötter
Alle Rechte beim Autor/Komponisten



GEMEINSAM GEBETET

23

MATERIALIEN

G/a D Fis/cis h7 D7/a

1. Das Reich, in das Gott uns ge-stellt er-
2. Und wem die-se Viel-falt ge-fällt wer
3. Wenn so Got-tes Licht heut' schon scheint, ver-
4. Lass leuch-ten dein Licht hell und weit er-

G D/fis A4-3 A

füllt je-den Ort die-ser Welt in
Freu-de hat an Got-tes Welt hat
schie-de-ne Men-schen ver-eint wie
strah-le in Viel-fäl-tig-keit mal'

Fis7/a is h7 e A D

zahl-lo-sen For-men und Fa-cet-ten ge-malt sein
nie-mals sein Ur-teil ü-ber an-dre ge-macht und
wird es erst dann sein, wenn die Zeit ist er-füllt? Dann
all' dei-ne Far-ben in die Her-zen hi-nein ver-

D C G/a D G/a

Licht ist es, das in al-len Far-ben er-strahlt
da-bei in Grau-o-der in Schwarz-Weiß ge-dacht
wird al-les Sein von Got-tes Lie-be um-hüllt
söhnt in der Viel-falt durch den Glau-ben al-lein

GEMEINSAM GEBETET



letzte Wiederholung des Refrains

A/h H E H/dis cis7 E/h

Ge - mein - sam ge - be - tet, ge - mein - sam ge - sun - gen. Ge -

A E/gis fis7 H4-3 E

mein - sam um Wahr - heit und Frie - den ge - run - gen. Ein - an - der be - geg -

H/dis cis H A2-3 cis/a

- net und be - hut - sam be - rührt, ein Stück der Welt

E /dis E/cis A/h E

Got - tes in den Hän - den ge - spürt

PFARRER DR. RALF KÖTTER

Ich bin Dozent für theologische Grundfragen sowie Gruppen- und Bildungsarbeit am Institut für Aus-, Fort- und Weiterbildung der Evangelischen Kirche von Westfalen, Gemeinsames Pastoralkolleg der Westfälischen, Rheinischen, Lippischen und Reformierten Kirche. Seit zwanzig Jahren begleite ich den Aufbruch der Evangelischen Lukas-Kirchengemeinde im Eder- und Elsofftal an der äußersten westfälischen Peripherie. Unsere theologischen, kybernetischen und gemeindepraktischen Erfahrungen habe ich zusammengefasst in dem Buch „Das Land ist hell und weit. Leidenschaftliche Kirche in der Mitte der Gesellschaft“ (EB-Verlag, 2. Auflage, Berlin 2015).



IMPRESSUM

Herausgeber

Diakonie Hessen – Diakonisches Werk in
Hessen und Nassau und Kurhessen-Waldeck e.V.
Ederstraße 12, 60486 Frankfurt am Main
kontakt@diakonie-hessen.de
www.diakonie-hessen.de

Redaktion

Uwe Seibel (verantwortlich),
Herbert E. Gunkel, Andreas Wiesner

Layout und Satz

Christa Nießen, Kontakt: tanamana@gmx.net

Mitgearbeitet haben

Eckhardt Lieberknecht, Margarete Reinel, Steffen Schmidt,
Claus-Dieter Suß, Annegret Zander, Wolfgang Clotz
Die Autorinnen und Autoren der jeweiligen Artikel.
Ihnen gilt ein besonderer Dank, weil sie alle auf ein
Honorar verzichten haben.

Druck

Plag gGmbH, Sandweg 3, 34613 Schwalmstadt
Telefon 06691 1471, Fax 06691 222 66, info@plagdruck.de
Fachkräfte des grafischen Gewerbes leisten zusammen mit
schwerbehinderten Menschen qualifizierte Arbeit.

25

Kassel 2017

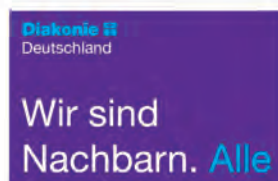
In den folgenden Verbänden, Fach-
gruppen, Arbeitsbereichen oder
Netzwerken werden die Themen dieser
Handlungsorientierung bearbeitet:



Kontakt: Leben im Alter – Netzwerk in der EKHN
c/o Zentrum Gesellschaftliche
Verantwortung der EKHN
Albert-Schweitzer-Straße 113-115, 55128 Mainz
info@zgv.info



Kontakt: Landeskirchenamt Diakoniereferat
Wilhelmshöher Allee 330, 34131 Kassel
Telefon 0561 9378-0, Fax 0561 9378-417
landeskirchenamt@ekkw.de



Kontakt: Diakonie Deutschland –
Evangelischer Bundesverband
Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung e.V.
Caroline-Michaëlis-Straße 1, 10115 Berlin
Telefon 030 65211-0
diakonie@diakonie.de, www.wirsindnachbarn-alle.de

Kontakt: DRIN Projekt,
c/o Diakonie Hessen
Ederstraße 12, 60486 Frankfurt/M.
Telefon 069 7947-6282
drin@diakonie-hessen.de



Erwachsenenbildung
und Familienbildung

FAMILIENZENTREN



Kontakt: Zentrum Bildung der EKHN
Fachbereich Erwachsenenbildung und Familienbildung
Erbacher Straße 17, 64287 Darmstadt
Telefon 06151 6690-184, Fax 06151 6690-189
www.erwachsenenbildung-ekhn.de



Kontakt: eaf-Netzwerk Familie in der EKHN
c/o Zentrum Gesellschaftliche Verantwortung der EKHN
Albert-Schweitzer-Straße 113-115, 55128 Mainz, info@zgv.info

Dorf, Viertel, Quartier ...

Bundesnetzwerk

GEMEINWESENDIAKONIE &
QUARTIERSENTWICKLUNG



Kontakt: Bundesnetzwerk
Gemeinwesendiakonie und Quartiersentwicklung
c/o Jörg Stoffregen, Erfurter Straße 8, 21339 Lüneburg
joerg.stoffregen@seelsorge.nordkirche.de
www.gemeinwesendiakonie.de

FACHSTELLE ZWEITE LEBENSHÄLFTE

im Referat Erwachsenenbildung der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

Kontakt: Sekretariat, Akademiestraße 7, 63450 Hanau
Telefon 06181 969120, Fax 06181 9691222
zweite.lebenshaelfte@ekkw.de

Hier könnte auch Ihr Logo abgedruckt sein. Wenn Sie Teil der sozialraumorientierten gemeindediakonischen Arbeit werden möchten oder es bereits sind, senden Sie uns ihr Logo. In zukünftigen Auflagen und Erweiterungen der Handlungsorientierung können wir Sie berücksichtigen.

Diakonie® ist eine eingetragene und geschützte Wortmarke